This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

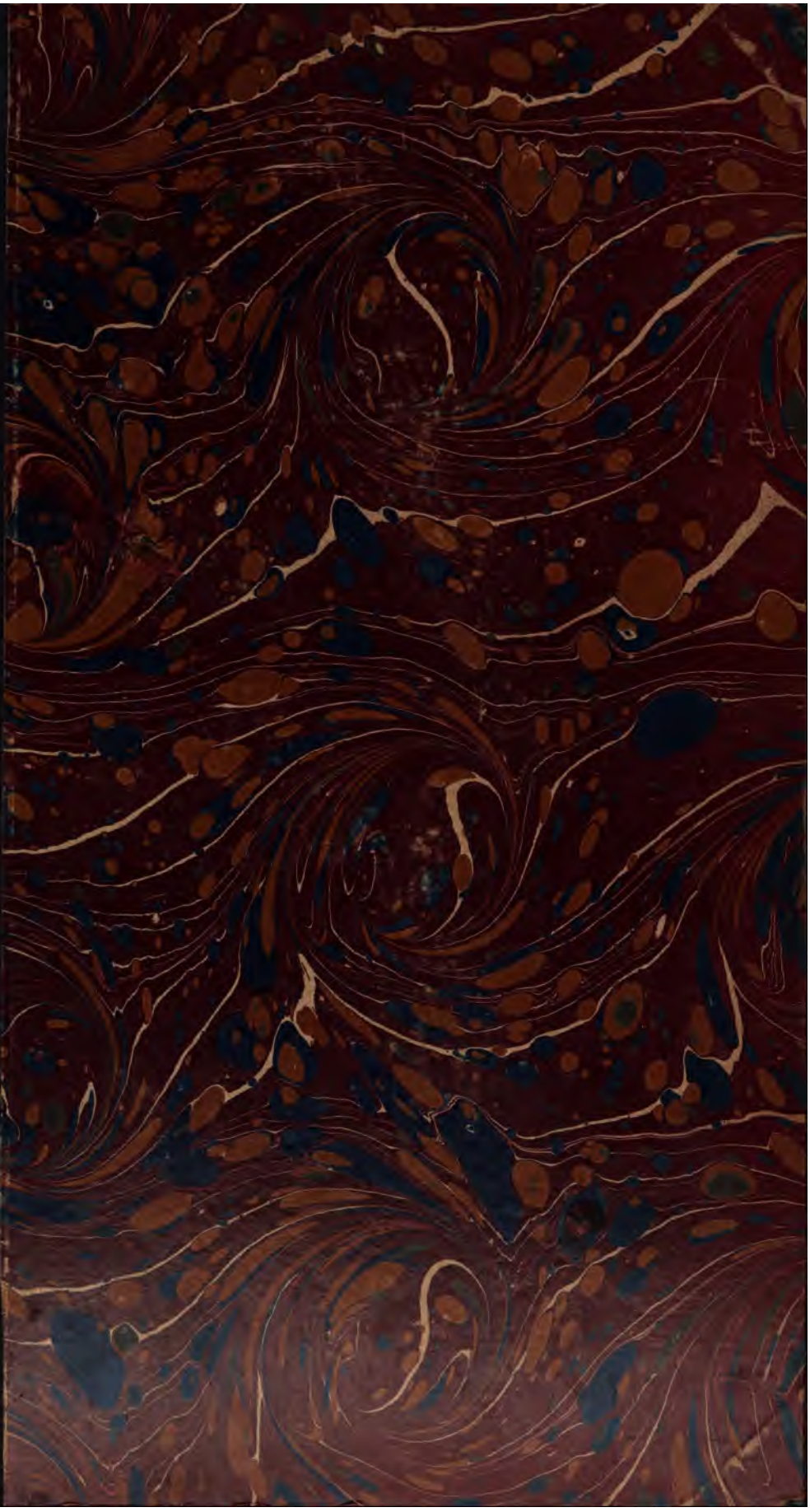
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Gh
63
909



HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY

Gh 63.909

Harvard College Library

FROM THE

SALISBURY FUND.

In 1858 STEPHEN SALISBURY, of Worcester, Mass. (Class of 1817), gave $5000, the income to be applied to "the purchase of books in the Greek and Latin languages, and books in other languages illustrating Greek and Latin books."

1957

Über

Homerübertragung

mit neuen Proben

von

Dr. Martin Jöris,

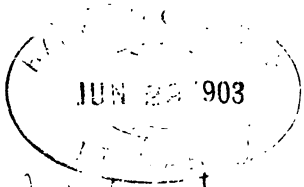
Oberlehrer am Gymnasium i. E. und Realprogymnasium zu Limburg a. d. Lahn.

Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Gymnasiums i. E. und Realprogymnasiums zu Limburg a. d. Lahn über das Schuljahr 1901.

Leipzig,
Kommissionsverlag von Gustav Fock, G. m b. H.,
1902.

Programm No. 442.

U.L.-63.904



Salisbury fund.

Erst die Gesundheit des Mannes, der endlich vom Namen Homeros
Kühn uns befreiend, uns auch ruft in die vollere Bahn.
Denn wer wagte mit Göttern den Kampf? Und wer mit dem Einen?
Doch Homeride zu sein, auch nur als letzter, ist schön.

Goethe.

Auch in den letzten Kämpfen des unseligen Schulkrieges sind die Alten geschlagen worden. Arg gelichtet ist die Phalanx der Hellenen, und triumphierend stehen die Realschulmänner auf dem erstürmten Bollwerk des heissumstrittenen „Gymnasialmonopols". Mit unverbesserlichem Idealismus sagen die Geschlagenen: Recht so! „Nur fort mit dem Ballast der Berechtigungen, fort mit der trägen Last von Schülern, die lediglich diesen Berechtigungen zuliebe, Apollo und allen Musen zum Trotz, die Bänke zu scheuern pflegten!"[8]) Als ob es auch noch eine nennenswerte Anzahl von Schülern gäbe, die aus andern Gründen, als den Berechtigungen zuliebe, auf unseren Bänken sitzen. Andre trösten sich und sagen, bei dem kommenden Geschlechte würde sich von selber zeigen, „dass unter denen, die zu führenden Männern geworden sind, solche einen Hauptbestand ausmachen und einen bevorzugten Platz einnehmen, welche die Grundlagen ihrer Bildung der Beschäftigung mit dem klassischen Altertum verdanken."[8])

Daneben giebt es aber auch andre, die klaren Blickes einsehen, dass sie auf verlorenem Posten stehen, wenn nicht alles geschieht, was noch geschehen kann. Denn die Realschule, hervorgegangen aus den trivialen Nützlichkeitsbestrebungen des alltäglichen Lebens, ein Zufluchtsort und Rettungsanker für manchen, der auf dem Gymnasium untersank, hat trotz der hochidealen Bestrebungen ihrer gegenwärtigen besten Vertreter, etwas sehr populäres, ich möchte fast sagen demokratisches. Sie hat ferner ihre gegenwärtige Stellung erobert, trotzdem alle Höhen und Spitzen, bis zur höchsten, mit Männern besetzt waren, die die alte Bildung in sich eingesogen hatten. Sie wird auch bei ihrem augenblicklichen Erfolge nicht stehen bleiben, sondern weiter kämpfen, und zwar mit grösserer Leichtigkeit und mehr Aussicht auf Erfolg. Sie

hat die Höhe gestürmt, sie steht jetzt mit ihrem Gegner auf gleichem Boden, Stirn an Stirn, und sie wird versuchen, ihn den jenseitigen Abhang hinabzudrängen.

Das könnte unter Umständen mit rasender Schnelligkeit geschehen. Denn das humanistische Gymnasium und seine berufenen Vertreter in Schul-, Universitäts- und Aufsichtskreisen müssen notwendigerweise Schwächen besitzen und Fehler gemacht haben, sonst hätte es nicht so weit kommen können. Vielleicht hat ein übertriebener Idealismus die Schuld, der sich weltvergessen in seine Wissenschaft versenkte und sich den klaren Blick trüben liess für das, was um ihn her im praktischen Leben vor sich ging. Darum ist der Idealismus an sich noch nicht zu verwerfen, und es gilt nur, diesen Auswuchs abzuschneiden, aber bald und gründlich! Vielleicht war es auch die vielberufene Stagnation, von der ich noch zu sprechen haben werde: dann gilt es, möglichst schnell aus ihr herauszukommen und nicht mehr hineinzufallen. Vielleicht sind es auch noch andere Gründe, die ich aber hier nicht untersuchen kann.

Dazu kommt aber noch eine neue Gefahr, die Gefahr der Entmutigung im eigenen Lager. Wie eine der besten Freuden des Lehrers das stolze Bewusstsein ist, ein nicht unwesentlicher Faktor in dem Kulturfortschritt seines Volks zu sein, das Bewusstsein: all das geistige und sittliche Gut, was du, dich selbst verbrauchend, einem neuen Geschlecht einpflanzest, das wird grünen und blühen in neuem, frischem und ewigem Leben zum Wohle deines Volks: so giebt es auch umgekehrt für den Lehrer nichts Entmutigenderes, als sehen zu müssen, dass das, was er lehrt und erstrebt, von seinem Volke nicht verstanden oder gar verachtet wird. Dann möchte mancher die Waffen strecken, denn nicht jeder ist ein Leonidas, und es giebt mehr als einen Ephialtes. Wenn auch das noch käme, dann möchte es allerdings mit rasender Schnelligkeit bergab gehen, dann hätte, was manche auch so schon befürchten, in Bälde das Sterbestündlein Homers auf deutschen Schulen geschlagen. Das darf nicht geschehen. Darum wollen wir „halten und dauern", aber nicht müssig und resigniert, wie vielfach bisher, sondern in ernstestem Streben, auf dem Gebiete der Schule sowohl wie dem der Wissenschaft, auf dass das humanistische Gymnasium mit Ehren bestehe in dem nun erst recht beginnenden Kampfe. „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen."

In solchen Zeitläuften freilich an eine neue Homerübersetzung zu denken, wird von vielen günstigsten Falls mit einem mitleidigen Achselzucken schlecht verhehlter Verachtung für eine solche Rückständigkeit beantwortet werden; von andern wenigen wird wenigstens die gute Meinung und der Wille hoch angerechnet werden: Ich habe an meinem Homer übersetzt, weder den einen zum Trutz noch den andern zu Gefallen; sondern mir zur Freude habe ich die spärlichen Mussestunden dazu benutzt, in redlicher Mühewaltung die ewig schönen Gedanken des alten Dichters in mich aufzunehmen und sie dann in edler Dichtersprache unsres Volks, aber möglichst einfach und schlicht, wiederzugeben, auf dass einer, der es läse, es verstünde und sein Wohlgefallen daran habe.

Das giebt mir noch nicht das Recht, auf diesen Blättern mit meinen Versuchen vor einen Leserkreis zu treten. Dieses Recht nehme ich mir aus folgenden Erwägungen. Ich bin nicht der einzige, der den Eindruck hat, dass die Vossische Übersetzung, die sich auch heute noch des grössten Ansehens und der weitesten Verbreitung erfreut, trotz all ihrer Verdienste, nicht mehr für die heutige Zeit passt.

„Aber es klingt oft rauh den nachgebornen Geschlechtern
Jetzt der Gesang, und der Vers wandelt auf schwerem Kothurn.
Anderen Zeiten behagt ein anderes Singen und Sagen,
Und in lebendigem Fluss bildet die Sprache sich neu."

So sagt Oskar Hubatsch in dem Vorwort seiner Iliasübersetzung (1894). Und ich teile mit vielen andern die Befürchtung, dass mancher, der von Homeros, dem Dichter der Dichter, viel hat rühmen hören und nun, des Griechischen unkundig, die Vossische Übersetzung zur Hand nimmt, um sich an der unvergänglichen Schönheit der alten Dichtung zu berauschen, sie enttäuscht wieder beiseite legt und vielleicht eine verhängnisvolle Verallgemeinerung auf das ganze Altertum macht. Es war in dem pädagogischen Betriebe der klassischen Altertumswissenschaft eine gewisse verderbliche Stagnation eingetreten. Vielleicht oder sicher war es nicht so schlimm, wie vielfach hinausgeschrieen worden ist. Aber dass man so hat schreien können, war schlimm genug, und die verderblichen Folgen zeigen sich ja überall. Jetzt beginnt allerorts ein frischer belebender Geist zu wehen, und hoffentlich gelingt es ihm zu retten, was noch zu retten ist. Wenn aber auch heute noch auf den meisten Real- und ähnlichen Anstalten, die den Homer griechisch

nicht lesen können, ihn aber doch nicht ganz entbehren möchten, die Vossische Übersetzung zu Hilfe genommen wird, so ist das eine Stagnation bedenklichster Art, und wenn ich auch selbst nicht die Vermessenheit habe, mit meinen bescheidenen Proben die Vossische Übersetzung zu verdrängen, so soll doch das, was ich von Homerübertragung zu sagen habe, des neuen Geistes einen Hauch bedeuten.

Das Vorurteil für die Vossische Übersetzung ist alt und weitverbreitet. Steht es doch zu lesen in fast allen Litteraturgeschichten, wird doch der Vossische Homer jahraus jahrein in zahllosen Neuauflagen reproduziert und, wie schon erwähnt, sogar den Schülern unsrer höheren Lehranstalten als bester deutscher Homer vorgesetzt. Sowohl um zu zeigen, wie das gekommen ist, als auch um meine Ansicht zu begründen, muss ich auf die Geschichte der Vossischen Übersetzung etwas näher eingehen.

Vor nunmehr zwanzig Jahren ist diese Geschichte fast gleichzeitig von zwei ganz entgegengesetzten Standpunkten geschrieben worden. Im Jahre 1881 nämlich waren es hundert Jahre, dass Voss mit der ersten Ausgabe der Odyssee, an der er in den Jahren 1776—79 gearbeitet hatte, vor seine Zeitgenossen trat. Mit dieser Odyssee von 1781 haben wir es vorläufig zu thun, ich möchte aber gleich von vornherein bemerken, dass diese Odyssee grundverschieden ist und zwar zu ihrem Vorteil verschieden ist, sowohl von der Vossischen Ilias als auch von allen spätern Bearbeitungen der Odyssee durch Voss, dass sich aber in den Händen der Deutschen seit achtzig Jahren nur die späteren verschlechterten Ausgaben befinden.

Im Jahre 1881 nun veranstaltete kein geringerer als Michael Bernays „gleichsam als Säkularfeier des Vossischen Jugendwerkes" einen Abdruck der ersten Ausgabe vom Jahre 1781 und versah ihn mit einer gefällig geschriebenen Einleitung, die auf 120 Seiten zunächst die Geschichte der Entstehung, eine Leidensgeschichte, und dann eine mit Wärme geschriebene Würdigung der Vossischen Urodyssee enthält. Uns kümmert hier nur die Würdigung. Mit Wärme ist sie geschrieben, von der Hand eines kundigen Litteraturhistorikers in seiner „hellen freundlichen Schreibart". Sie lobt Vossens sachliches und wörtliches Verständnis wie seine Treue, die sich aber hier noch nicht knechtisch in Satzbildung und Wortstellung an das Original anschliesse; ein Sprachton, umkleidet mit

altertümlicher Würde, lagere über dem Ganzen, und der ganze Eindruck sei demjenigen verwandt, der für uns aus dem Original hervorgehe; auch seine Verdienste um das Versmass seien nicht gering, der Vers Klopstocks sei vervollkommnet und weiter gebildet. Dann klingt sie in die begeisterten Worte aus: „Doch keine historische Betrachtung ist nötig, um uns die Trefflichkeit der deutschen Odyssee schätzen zu lehren. Das Gedicht selbst redet zu uns mit entzückenden Lauten und lockt und hält uns mit der Macht unvergänglicher Poesie, mit dem Zauber des Märchens und den ernsten Reizen ewiger Wahrheit". Wer möchte nach diesen Worten nicht mit hochgespannten Erwartungen an das Gedicht herantreten, wer die Worte des zünftigen Meisters zu bezweifeln wagen? Allein das Bild hat auch eine Kehrseite, und auch diese muss der gewissenhafte Forscher genau betrachten.

Im folgenden Jahre nämlich schon, 1882, erschien ein Buch unter dem Titel: Geschichte der deutschen Homerübersetzung im 18. Jahrhundert von Dr. Adalbert Schroeter. Der Verfasser wollte das, was er „von Bernays mehr essaymässig gegeben fand, in genetischem Zusammenhange vorführen" und „so ein anmutig Kapitel deutscher Litteraturgeschichte" geben, „welches bei seiner hohen Bedeutung und reichen Ergetzlichkeit noch nicht geschrieben stand." Uns interessieren hier hauptsächlich die Abschnitte, wo Schroeter über die Vossische Urodyssee handelt, die er unter Beibehaltung der Schreibung in der Ausgabe von 1781 schlechtweg Odüssee nennt. Von Seite 235 ab prüft er das Werk „zunächst rücksichtlich des Wortsinnes; dann auf Farbe, Ton und Stil, endlich seinen Rhythmus und die Diktion an sich." Die Ergebnisse werden uns nach den vorher angeführten Worten von Bernays überraschen. Schroeter untersucht also zunächst eine Reihe von Stellen hinsichtlich der wörtlichen Treue, nämlich die Verse: Od. 1,1—10; 6,127 ff.; 11,240 ff.; 12,165 ff.; 22,4, 8, 11, 438, 444, 464 und gelangt zu dem Resultat, dass an diesen und zahllosen andern Stellen der Wortsinn des Originals arg getrübt ist durch Verschobenheiten, Eingriffe, Härten und grosse Freiheiten. Od. 12,165 ff. und an manchen andern Stellen kann thatsächlich nicht mehr von wörtlicher Treue, sondern höchstens von freier Nachdichtung die Rede sein. Allein ich tadle Voss deshalb am allerwenigsten und spare mir im übrigen hier und im nächstfolgenden die Beispiele sowohl wie die Kritik der Schroeterschen Ansichten, bis ich im

folgenden von meinem Standpunkte aus auf die Sache zu reden komme. — Was nun Farbe, Ton und Stil angeht, so hat Schroeter in den erwähnten Beispielen mit Absicht nur dort gerügt, wo mit der Worttreue fast immer zugleich die stilistische geschädigt wurde. In allgemeinster Beziehung zwar gebe die Odyssee ein leidliches Bild des homerischen Stiles, aber auch nur ein leidliches. Schon Bernays habe sich selbst widerlegen müssen, als er sagte, Voss trage gewissenhafte Scheu, dem Originale etwas Fremdes anzuheften. Diese Widerlegungen liessen sich vermehren, es fänden sich Flecken und Fehler genug. Auf dem Gebiete der Epitheta, der Wortschöpfung und Wortzusammensetzung wandle Voss in Stolbergs Spuren, die meisten der Voss zugeschriebenen Neuschöpfungen fänden sich schon bei Stolberg, die Vossischen trügen nur die Larve der Einheit und seien auf Täuschung berechnet, auch oft genug arge Verirrungen, wie „blutgeschändete Mutter". Darum sage mit Recht Jakob Grimm: „In Vossens Homer ist einiges gut, einiges trefflich wiedergegeben, und so weit mussten es Fleiss und Studien schon bringen; allein ebensowenig konnten sie den Mängeln und Härten ausweichen, die mit jenen Vorteilen und Vorzügen ganz folgerecht bestehen; darüber hat das Ganze einen gebrochenen unepischen Ton empfangen. Ausdrücke wie: der Herrscher im Donnergewölk Zeus, oder: in des Herzens Geist und Empfindung, und viele ähnliche waren mir lange immer unbehaglich und halb komisch vorgekommen, bis ich hernach fand: es fehle ihnen gerade das volksmässige, d. h. das, was in der innersten Sprache von lange her gelegen und gelebt haben muss, um solche Redensarten mit und in ihr machen zu können".

Schroeter prüft sodann den metrischen Charakter der Odyssee und wendet sich zunächst gegen Vossens Streben, nicht nur die Verszahl seiner Übersetzung mit der des Originals in Übereinstimmung zu bringen, was Herbst eine Elementarbedingung nennt, die Voss zuerst erfüllt habe, sondern auch das Einzelwort in den korrespondierenden Versteil zu stellen und so den Stoff jedes griechischen in je einem deutschen Hexameter in thunlichster Anlehnung an seine rhythmische Individualität zu erschöpfen. Das nennt Schroeter mit Rücksicht auf die Grundverschiedenheit der beiden Sprachen und, wie mir scheint, mit Recht, ein höchst eitles und spielerisches Bemühen. Im übrigen wird zugegeben, dass „die rhythmische Haltung der Odyssee eine fast gefällige und anmutige

ist, im allgemeinen, denn im besondern giebt es zu tadeln und zu verwerfen auf jedem Blatte. Ja, es giebt ungeheuerliche umfängliche Stellen hinterlistiger Prosa, die so sehr alles Vershaften ermangeln, dass sie ohne Versabteilung kein Mensch für metrifiziert halten würde". Dafür folgen die Beispiele, und zum Schluss wird noch einmal gelobt und getadelt: „Es giebt Seiten von rhythmischer Schönheit und poetischer Reine. Schade, dass man eben nur von Seiten, nicht vom Ganzen es aussagen darf."

Schliesslich „die Diktion an sich". „Sie litt an Poesiewidrigkeiten, Flachheiten und grammatikalischen bewusst begangenen Fehlern." Zu den schon besprochenen Beispielen werden neue gebracht; ich nehme nur einige von vielen: 1, 173 was rühmen sich jene vor Leute? 189 lange preisen wir uns Gastfreunde; 228 Ereifern musste die Seele jedes vernünftigen Mannes; 336 Thränend wandte sie sich zum göttlichen Sänger; 362 als sie nun oben kam mit den Jungfraun, weinte sie wieder ihren trauten Gemahl u. s. w. u. s. w. Die Sprache trage oft einen ganz unerträglich hausbackenen, viel mehr hausbacken-dummgemütlichen als kindlich-naiven Ton. Schroeters Endurteil lautet zusammengedrängt: „Fassen wir alles nochmals zusammen, was ich eingehend über inhaltliche Treue, Stil, Rhythmus und Diktion der Odyssee mitgeteilt habe, so ergiebt sich ihr Wert als ein doch, meine ich, sehr bedingter. Eigentlich nach keiner Seite hatte Voss eine absolute Höhe erstiegen; die inhaltliche Treue war lädiert, mit ihr die stilistische; das Werk gaukelte zwischen pedantischer Nachformung und stellenweise sehr freischwebender Nachdichtung. Das Originelle der Wortschöpfung war Voss nicht selbständig eigen, sondern er wandelte einfach weiter auf der so schön und breit erschlossenen Bahn Stolbergs. . . . Rhythmisch aber hatte Voss ein Verdienst erworben. Sein Versbau war sorgfältig und gefällig, er hatte dem deutschen Hexameter gewisse Regeln gegeben; . . . aber seine Dichtung erhielt eine ermüdende, einschläfernde Wirkung. . . . Die Diktion schliesslich trug einen gebrochenen Ton; aber was schlimmer war, sie war nicht rein und nur zu oft poesielos nicht nur, sondern auch poesiewidrig, ja manchmal sei es wie eine Travestie, wie in dem „Lieber Papa" Nausikaas oder „Als die heilige Macht Alkinoos solches vernommen" und „Hüter der Schweine, wer ist der neulich gekommene Fremdling?"

Hier haben wir, von Bernays und von Schroeter, die Ansichten

zweier Männer, die sich eingehend mit der Sache beschäftigt haben, und diese Ansichten stehen einander diametral gegenüber. Beide stehen nicht allein, jeder von ihnen hat ein grosses Gefolge; wer das grössere hat, ist schwer zu sagen. Wenn man hört, dass es heute fast zum guten Tone gehöre, das Werk des wackern Eutiners zu verspotten, dann könnte man meinen, Schroeter habe die meisten Anhänger. Wenn man aber die grosse Verbreitung der Vossischen Übersetzungen sieht, dann könnte man meinen, Bernays und die alten seien die zahlreicheren. Jedenfalls lässt die Wichtigkeit der Sache eine erneute Prüfung unumgänglich erscheinen.

Da ist nun zunächst zu beachten, dass auch die begeistertsten Lobredner Vossens kein unbedingtes und absolutes Lob zu spenden vermögen. Schon Wieland, der das Buch im April 1782 im Journal anzeigte, schliesst seine übrigens sehr schmeichelhafte Recension, in der aber hauptsächlich nur der Fluss der Verse und die Treue gelobt werden, mit den Worten: „Kurz, Homer hat noch in keiner uns bekannten Übersetzung in jeder Betrachtung weniger verloren", ein nicht ganz uneingeschränktes Lob, wie mich dünkt. Gruppe ist nicht ganz blind für die Mängel der sonst von ihm so hoch gestellten Vossischen Übersetzung. Herbst, der begeisterte Biograph Vossens meint, dass trotz der Trefflichkeit der Odyssee noch Fortschritte denkbar seien, den Abstand zwischen ihr und dem Original zu verringern, und selbst Bernays spendet, wenn man genauer zusieht, vielfach nur relatives Lob, indem er zeigt, wie weit Voss seine Vorgänger und Mitbewerber um das hohe Ziel hinter sich lässt. Gewiss, für seine Zeit und für die deutsche Litteraturgeschichte hatte Voss etwas Grosses gethan; wer möchte seinen gewaltigen Einfluss auf die grössten unsrer Dichter verkennen und seine Verdienste um die deutsche Sprache und Verskunst unterschätzen? Das soll ihm ewig unvergessen und ungeschmälert bleiben. Aber etwas andres ist die Frage, ob die Vossische Übersetzung heute noch die denkbar beste und überhaupt die beste ist?

Was zunächst den von Schroeter gerügten Mangel an wörtlicher Treue angeht, so hat Schroeter allerdings Recht, wenn er denselben hervorhebt, wo die Treue vielleicht doch etwas über Gebühr gelobt wird. Auch ist Voss in den spätern, verschlechterten Bearbeitungen der Odyssee der Wort- und Silbentreue noch viel näher gekommen, freilich oft zum Schaden; und in seiner Odyssee von 1781 giebt es thatsächlich Stellen, die einer freien Nachdichtung

näher kommen als wörtlicher Übersetzung, z. B. die von Schroeter angezogene Od. 12. 165 fg.

„Also verkündet' ich jetzo den Freunden unser Verhängnis.
Und wie geflügelt entschwebte, vom freundlichen Winde getrieben,
Unser gerüstetes Schiff zu der Insel der beiden Sirenen.
Plötzlich ruhte der Wind; von heiterer Bläue des Himmels
Glänzte die stille See; ein Himmlischer senkte die Wasser.
Meine Gefährten gingen und falteten eilig die Segel,
Legten sie nieder im Schiff und setzten sich hin an die Ruder;
Schäumend enthüpfte die Woge den schön geglätteten Tannen.
Aber ich schnitt mit dem Schwert aus der grossen Scheibe des Wachses
Kleine Kugeln, knetete sie mit nervigen Händen
Und bald weichte das Wachs, vom starken Drucke bezwungen,
Und dem Strahle des hochhinwandelnden Sonnenbeherrschers."

Indes das ist meiner Ansicht nach einem deutschen Homer am allerwenigsten zum Vorwurf zu machen, dass er sich nicht wörtlich an das griechische Original hält. Von Wilamowitz sagt, dass wir in Wahrheit ein einzelnes Wort fast nie übersetzen können, „weil abgesehen von technischen Wörtern niemals zwei Wörter zweier Sprachen sich in der Bedeutung decken", sondern dass es gilt, „den Buchstaben verachten und dem Geist folgen, nicht Wörter noch Sätze übersetzen, sondern Gedanken und Gefühle aufnehmen und wiedergeben. Das Kleid muss neu werden, sein Inhalt bleiben."[14]) Und wenn wir die eben zitierten Verse mit andern wörtlich übersetzten Stellen vergleichen, so werden wir bei unbefangener Betrachtung keinen Augenblick Bedenken tragen, der „freien Nachdichtung" vor der wörtlichen Übersetzung den Vorzug zu geben. Denn darin besteht ja gerade der grosse und allgemein eingestandene Vorzug der Vossischen Urodyssee (von 1781) vor allen seinen spätern Bearbeitungen, dass er in seinem bewussten Ringen nach wörtlicher und metrischer Treue all den natürlichen Schmelz, all jenen Duft und Hauch unbarmherzig weggewischt hatte, den er, trotz mancher Flecken, immerhin in seiner ursprünglichen glühenden Begeisterung und jugendlichen Unbefangenheit über die erste Bearbeitung ausgegossen hatte. Weggewischt war jener Zauber im

Streben nach pedantischer Wort- und Verstreue, so dass seine Zeitgenossen betroffen waren im Jahre 1793 über das veränderte Aussehen der Odyssee. Also nicht wegen Mangels, sondern höchstens wegen eines Übermasses an wörtlicher Treue würde ich die Odyssee des Jahres 1781 tadeln.

Was dann die metrische Form der Vossischen Urodyssee angeht, so werde ich über den Hexameter als solchen und seine Verwendung zur Homerübertragung noch weiterhin zu reden haben. Hier handelt es sich nur um seine Handhabung durch Voss. Da ist nun zunächst wieder rückhaltlos zuzugeben, dass Vossens Verse trotz vieler Mängel und Schwächen im Vergleich zu denen des Messias einen gewaltigen Fortschritt bedeuten, und dass Voss in seiner ersten Odyssee schon bahnbrechend wirkt für die Einbürgerung des Hexameters in die deutsche Litteratur, und das muss, mag man vom Hexameter urteilen, wie man will, immer als ein grosses Verdienst betrachtet werden. Freilich den erwähnten Mängeln kann man sich nicht verschliessen; Verse mit so lahmen Trochäen wie:

„Dessen Tochter hält den ängstlich harrenden Dulder“

oder:

„Wenn sich deine Seele mit Brod und Weine gelabt hat,“

die auch Herbst II, 1 S. 91 tadelt, und deren es viele giebt, sind als Hexameter nicht zu dulden. Bekanntlich vervollkommnet sich Voss später nach dieser Richtung hin, indem er eifrig nach Daktylen und Spondeen sucht, aber dafür verfällt er in andere nicht minder schwere Fehler gegen Satz- und Wortbetonung. Wer denkt nicht an die berüchtigten Versausgänge: — „Herrscher im Donnergewölk, Zeus;“ — „Ordner der Welt Zeus;“ — „und plötzlich durchflog unlöschbar umher Glut“ u. s. w. Im allgemeinen zwar hat er sich in der ersten Odyssee vor diesen Verletzungen des Satzaccents noch glücklich bewahrt, einige aber finden sich doch schon, z. B. 1, 62: „Warum denn zürnest du so, Zeus? 13, 39:

„Sendet mich jetzt, nach geopfertem Trank, in Frieden; und lebt wohl!“

ferner 5, 294 u. ö.: — „und dem düstern Himmel entsank Nacht.“ — Schlimmer sind die Fehler gegen die Wortbetonung. Gewisse Freiheiten bezüglich Wort- und Versbetonung haben sich die deutschen Dichter aller Zeiten gestattet, indem sie es dem Leser überliessen, den Widerstreit zwischen Wort- und Versbetonung durch schwebende Betonung auszugleichen, und in manchen Dichtungsgattungen

wird sie sogar von den Dichtern mit Absicht angewendet, um eine gewisse Eintönigkeit zu vermeiden. Allein gerade beim Hexameter ist eine solche Eintönigkeit nicht zu befürchten. Einen Vers wie:

„Drauf antwortete Zeus blauäugige Tochter Athene"

würde man sich das eine oder andre Mal gern gefallen lassen, allein unter den von Voss gebrauchten Formeln zur Einleitung der Gegenrede ist diese bei weitem die gebräuchlichste, während Goethe sie, soviel ich sehe, sowohl im Reineke Fuchs als auch in Hermann und Dorothea nur einmal verwendet. Von Vossens Nachfolgern behalten manche sie bei, die neuern, so Hubatsch und Jordan, meiden sie. Zahlreich sind die Verstösse gegen die Wortbetonung, ich wähle nur einige aus dem 13. Gesang:

46. Und mit Heil, und nie heimsuche die Insel ein Unglück.
66. Auch die Königin liess ihn von drei Jungfrauen begleiten.
157. Zum schiffähnlichen Fels, das alle Menschen dem Wunder Staunen.
195. Unter fremder Gestalt: Heerstrassen, schiffbare Häfen.
303. Jezo komme ich hierher, um dir Anschläge zu geben.
305. Dir heimkehrenden schenken.
365. Heimliche Winkel umher ausspähend.
396. Muss einschrumpfen das schöne Fleisch der biegsamen Glieder.

Vgl. Minor, Neuhochdeutsche Metrik, 2. Aufl., S. 130.

Das verhängnisvollste aber, was Voss in metrischer Beziehung gethan hat, ist dieses, dünkt mich, dass er, was Herbst eine Elementarbedingung nennt, die Verszahl seiner Übersetzung mit der des Originals in Übereinstimmung brachte, indem er den Gedankeninhalt eines griechischen Hexameters jedesmal in einem deutschen Hexameter unterbrachte. Von Wilamowitz sagt, es sei unvermeidlich, dass die Übersetzung länger werde als das Original, wenn man nicht hier vom Stil, dort vom Gedanken etwas opfern wolle, und die falsche Methode der Treue, der „Versmasse der Urschrift" sei die Tochter der Ignoranz[14]). Ob eine Homerübersetzung auch in jedem Fall länger werden wird als das Original, weiss ich noch nicht. Aber dass sie nicht genau so lang werden kann, das weiss ich. Denn wie wäre es möglich, die 12110 Verse der Odyssee mit ihren ca. 18'650 Silben (12110×15) in ebensoviel deutschen Silben wiedergeben zu wollen, ohne der Sprache, dem Stil, der Worttreue Gewalt anzuthun? Dabei kommt wohl ein Kunststück zu stande, aber nimmermehr ein Kunstwerk. Vor Voss

hatte man sich das nicht unterfangen, nach ihm versuchen es alle Hexametriker. Wie verhängnisvoll das war, wird sich noch zeigen.

Nun zum Stil und zur Diktion. Da kann ich nun leider nicht anders, als in der Hauptsache mich dem harten Urteile Schroeters anschliessen. Poesielosigkeiten und Poesiewidrigkeiten, Flachheiten, Geschmacklosigkeiten, Härten, Abweichungen vom Sprachgebrauch, die nicht das Bürgerrecht haben erlangen können, alles das begegnet einem auf Schritt und Tritt. Ganze Bogen liessen sich mit Beispielen füllen. Ich nehme nur das, was sich mir gerade bietet aus dem zufällig gewählten 13. Gesang:

V. 4. Die „mit Erz gegründete Wohnung" für *χαλκοβατὲς δῶ* ist schwülstig und unverständlich, etwa: meines Hauses eherne Schwelle.

15. „Denn Einen belästigen solche Geschenke" scheint mir wenig poetisch und auch nicht verständlich genug; man muss, wie so oft einen Blick ins Original thun, um die Übersetzung zu verstehen; der Sinn ist: man kann vom einzelnen Manne nicht verlangen, dass er aus eigenen Mitteln so reiche Geschenke giebt.

18. „Als die dämmernde Frühe mit Rosenfingern erwachte,
Eilten sie alle zum Schiffe mit männerehrendem Erze."

Wenn man in dem ersten der beiden Verse den Zusatz „mit Rosenfingern", wie es die Cäsur fordert, mit „erwachte" verbindet, so entsteht eine arge Geschmacklosigkeit. Das „männerehrende Erz" des folgenden Verses ist auch schwer verständlich, besser trifft schon Jordans „männerbeglückendes Erzgut."

20. „Aber die heilige Macht Alkinoos legte das alles,
Selber das Schiff durchgehend, mit Sorgfalt unter die Bänke;"

Das lese einer noch einmal: „die heilige Macht Alkinoos legte es unter die Bänke!" Wie prosaisch der Ausdruck „legte es unter die Bänke!" und dann das berüchtigte, „die heilige Macht Alkinoos" *ἱερὸν μένος Ἀλκινόοιο*, eine wörtliche Übersetzung, aber auch sonst nichts, am allerwenigsten ein dichterischer deutscher Ausdruck für den edlen Phäakenfürsten. Was machen wir mit dem Ausdruck, diesem Steine des Anstosses für alle Übersetzer und ihre Leser? Was machen die Übersetzer damit? Die meisten schleppen Vossens unglückliche wörtliche Prägung mit geringen Modifikationen weiter. Jordan schreibt „Alkins gesegnete Stärke" und weiss dem armen Leser nicht anders zu helfen, als dass er ihn in der Einleitung mit dem billigen Troste abspeist, „dass diesen

Ausdrücken von den uns geläufigen einigermassen entsprechen würden: Seine Hoheit Telemach; Seine Majestät, König Alkinoos.“ In solchen Fällen bedauert man wohl am meisten das Fehlen eines ausgewachsenen epischen Stiles. Aber wenn man uns denselben schaffen will, darf man auf dem von Voss gewiesenen Wege nicht fortfahren. Man erinnere nicht an Schillers „König Rudolfs heilige Macht“, denn das ist ein wesentlich anderer Fall. Wie macht es das Nibelungenlied? Es redet schlichthin von „König Siegmund“, „König Gunther“, „König Etzel“ u. s. w. Und so würde ich auch einfach sagen: König Alkinoos oder ähnlich; das ist deutsch, und mehr haben der griechische Sänger und seine Zuhörer bei dem traditionellen Ausdruck auch wohl nicht gedacht, und wenn das zugegeben wird, dann habe ich ausserdem treu übersetzt.

42. „Dass ich unsträflich die Gattin
Wiederfinde daheim, und unbeschädigt die Freunde“. —

Man spricht wohl von unbeschädigten Sachen, aber nicht von unbeschädigten Freunden.

45. „Euch segnen die Götter“, will heissen: „mögen Euch die Götter segnen“, vielleicht besser: „segnen Euch die Götter“.

54. „Sie gossen
Flehend den Göttern des Tranks, die den weiten Himmel bewohnen.“

„Sie gossen des Tranks“ und ähnliche Konstruktionen sind bei Voss in ihrer Häufigkeit vielfach und mit Recht getadelt worden. — „Flehend den Göttern“; Voss konstruiert das Zeitwort „flehen“ entgegen unserm heutigen Sprachgebrauch durchweg mit dem Dativ, so in diesem 13. Gesang noch: „Unserem Volke zu flehen“ 181; „nun fleht' er den Nymfen“ 253; „Wie einem der Götter fleh' ich dir“. Schliesslich beachte die Wortstellung!

81. „Wie wenn auf ebener Bahn vier gleichgespannete Hengste
Alle zugleich hinstürzen“;

man sollte meinen, sie stürzten zu Boden, aber in Wirklichkeit soll es heissen: sie rennen vorwärts.

92. „Und nun schlief er so ruhig und alle sein Leiden vergessend.“

106. „Und Bienen bereiten drinnen ihr Honig.“

Das Neutrum herrscht allerdings noch eine zeitlang im frühern Nhd., so bei Luther. Daneben aber erscheint schon früh das Maskulinum, das heute ausschliesslich herrscht.

116. „Und sie stiegen vom Schiffe mit zierlichen Bänken ans Ufer."

Das liest sich infolge der falschen Cäsur, als hätten sie Bänke aus dem Schiffe ans Ufer getragen (*νηὸς ἐὐζύγου*).

219. „Nun weint' er sein Vaterland wieder",

statt: er weinte um sein Vaterland.

407. „Allda mästen sie sich mit lieblichen Eicheln und trinken Schattiges Wasser, wovon das Fett den Schweinen entblühet."

413. „Fuhr, um Kundschaft zu spähn",

statt „nach Kundschaft zu spähen".

Ich will es genug sein lassen mit dieser Auslese, es ist bei weitem nicht alles, was hätte getadelt werden können. Ich könnte auch jeden beliebigen andern Abschnitt wählen, das Resultat wäre dasselbe. Es ist nicht anders: Trivialität und Bombast sind, wie von Wilamowitz sagt[4]), die Hauptmerkmale des Vossischen Stiles, Grammatik und Satzbau würden einem Primaner arg verdacht werden, und eine bessere Schule der Geschmacklosigkeit lässt sich kaum denken. Freilich, ich wiederhole es, nicht gering sind trotzdem die Verdienste des wackern Voss, und manches, was wir heute tadeln müssen, fällt dem achtzehnten Jahrhundert zur Last, denn die Sprache ist doch eine andre geworden; auch konnte Voss in der Sturm- und Drangperiode und in der Zeit des Klassicismus manches wagen, was sich eben doch nicht hat halten können. Aber der Erkenntnis dieser unabänderlichen Thatsachen sollte man sich dann auch weiter nicht verschliessen und endlich einsehen, dass die Vossische Odyssee nur noch litterarhistorischen Wert hat, wenn auch noch so hohen und sollte die nötigen Folgerungen daraus ziehen. Dabei gehe ich nun allerdings nicht so weit wie Schroeter, der vielleicht in unnötig scharfer Weise die von Bernays veranstaltete Neuausgabe für eine mehrseitig rechtlose erklärt. Er vermisst darin vor allem den Nachweis, dass die späteren Bearbeitungen durch Voss Verschlechterungen gewesen seien, um ihn dann selbst zu erbringen, und damit werden wir uns nun zunächst zu beschäftigen haben.

„Voss hatte seiner Nation" — ich möchte lieber sagen: seiner Zeit — „aber nicht sich selbst genug gethan; er wollte seine Sache immer besser machen, trieb den Anschluss an das Original weiter als billig und verdarb daher die Ilias von vornherein, die Odyssee

in den spätern Fassungen.“ So urteilt Scherer in seiner Geschichte der deutschen Litteratur auf Seite 508, und mit diesem Urteile könnten wir uns eigentlich begnügen, denn Scherer muss es wissen. Aber vielleicht ist es doch nicht überflüssig, einige Einzelheiten hier anzuführen. Die überarbeitete Odyssee erschien gleichzeitig mit der Ilias im Jahre 1793 unter dem Titel: Homers Werke von Johann Heinrich Voss. Vier Bände. Altona bei J. F. Hammerich. Die Odyssee vom Jahre 1781 war so stark verändert, dass nach dem Urteile des Merkur vom Jahre 1795 (Dezemberheft S. 400), der die erste Recension enthielt, kaum 10 Verse unverändert geblieben waren. Schon in diesen Merkurrecensionen und vorher beim Vorlesen im Weimarer Kreise war neben viel Lob auch viel Tadel laut geworden; besonders beachtenswert scheint mir Wielands Wort: Allzu grosse Treue wird oft wahre Untreue (Merkur 1795, S. 422). Dann erschien in der Allgemeinen Litteratur-Zeitung von 1796, S. 474, August Wilhelm Schlegels klassische Recension, die ich, obwohl sie sehr interessant und lehrreich ist, auch nicht auszugsweise hier wiederzugeben brauche, da man bei Schroeter a. a. O. S. 320 ff. einen ziemlich ausführlichen Auszug nachlesen kann.

Was Schlegel zu tadeln hat, betrifft so viele und so wichtige Dinge, dass man nicht recht begreift, wie man trotz dieser Erkenntnis zu der nachmaligen Überschätzung der Vossischen Übersetzung gekommen ist. Vielleicht war es die Ermangelung einer bessern und der nicht abzustreifende eitle Wahn, nun in der „edleren Sprache Teutonia“ einen Homer zu besitzen, der sich dem griechischen würdig an die Seite stellen könne, wie ja auch Voss von sich träumte:

„Der Welt nicht,
Aber der Nachwelt Dank sei der Lohn, und über den Sternen
Unter Palmen ein Siz zur Seite Deines Homäros.“

Vielleicht auch ist vielfach urteilslos das Lob, das die Odyssee von 1781 in mancher Beziehung wohl verdiente, uneingeschränkt auf die spätere, verschlechterte Bearbeitung übertragen worden.

Wer aber genauer wissen will, wie es mit dieser Verschlechterung steht, kann sich darüber unterrichten, wenn er mit eigenem Urteil Gruppes[4]) voreingenommene Darstellung (S. 74 ff.) liest. Ich kann hier nur wenige Einzelheiten bringen. Überall zeigt sich das Bestreben nach grösserer Treue, nicht nur nach wörtlicher Treue,

sondern auch, was das verhängnisvollste war, nach möglichst engem Anschluss an das Original hinsichtlich des Satz- und Versbaus. ὃς μάλα πολλὰ πλάγχθη hiess z. B. 1781: „welcher so weit geirrt", 1793 heisst es: „der vielfach umgeirrt". Das ist noch nicht schlimm, aber sehr kleinlich. Schlimmer wird die Sache, wenn die Übereinstimmung nicht ohne Zwang und Opfer im Deutschen erreicht werden kann. ἱέμενός περ hiess z. B. 1781: „wie eifrig er strebte", nicht gerade musterhaft, aber erträglich; doch damit ist Voss nicht zufrieden, er muss ja ein Partizip haben und ein einsilbiges Wörtchen am Versschluss, und so entsteht „eifrig bemüht zwar". Das bekannte νήπιοι kann deutsch nur übersetzt werden „die Thoren", und das würde sich auch an jeder Stelle des Hexameters unterbringen lassen, nur nicht am Anfang; aber Voss muss es im Anfang haben, denn es steht ja auch im Griechischen im Anfange, darum schreibt er schon 1781 sehr gezwungen: „Thoren"; aber νήπιοι hat ja 3 Silben, darum heisst es 1793: „Thörichte"!

So könnte man noch lange fortfahren, namentlich wäre viel zu sagen über die undeutsche, gezwungene Wortstellung, die schon Schlegel stark getadelt hat. Allein es ist genug, und das steht fest: Voss war auf Irrwege geraten, und der Vossische Homer war verdorben. Das geht auch daraus hervor, dass Johann Heinrichs Sohn, Abraham Voss, bereits im Jahre 1837 einen Neudruck der Odyssee von 1781 veranstaltete, der sich 1843 wiederholte, dass ferner der wiederholten Dürrschen Prachtausgabe der ursprüngliche Text zu Grunde gelegt wurde, und dass endlich Bernays sich im Jahre 1881 zu dem mehrfach erwähnten Neudruck entschloss. Und dennoch hat der Vossische Homer über alle seine Vorgänger und Nachfolger den Sieg davon getragen. Über seine Vorgänger, das ist zu verstehen. Denn an eine Rehabilitation der Stolbergschen Ilias, für die Schroeter mehrere mutige Lanzen bricht, kann ich trotz aller Verdienste Stolbergs um die Homerische Sache aus mehrfachen Gründen nicht glauben. Wie aber ist es mit Vossens Nachfolgern? Denn dass seine Übersetzung doch nicht so allgemein gefallen und befriedigt hat, geht auch aus der grossen Zahl derer hervor, die es nach ihm besser zu machen versucht haben. Schroeter giebt in seinem mehrfach erwähnten Buche auf Seite 9 ff. den „Grundriss einer Geschichtstabelle der deutschen Homerübersetzungen". Er zählt bis zum Jahre 1794 43 Nummern, von denen allerdings die meisten nur Bruchstücke enthalten, und von denen diejenigen, die

in Betracht kommen, als Vorgänger Vossens betrachtet werden müssen. Sie fallen ausser den Kreis unserer Betrachtung. Dann zählt Schroeter, ohne auf absolute Vollzähligkeit Anspruch zu erheben, die Übersetzungen des neunzehnten Jahrhunderts bis zum Jahre 1881 auf. Sie sind Nachfolgerinnen der Vossischen, und sie muss ich hier, unter Auslassung natürlich der verschiedenen Neuauflagen von Voss, der Reihe nach aufzählen, und vielleicht wird mancher staunen über die grosse Zahl derselben:

1. — 1816. F. A. Wolf, Einige Verse aus einer verdeutschten Odyssee. Bd. IV, 561. — Lit. Analekta Bd. I. — Übersetzung der ersten 100 Verse der Odyssee. Lit. Analekta Bd. II.
2. — 1822. Conrad Schwenk, Die Homerische Odyssee. Zehnter Gesang als Probe. In Hex. — Fünfter Ges. 1826. Frankf. — Sechster Ges. 1829. Bonn und Frankf.
3. — 1822. K. L. Kannegiesser, Das erste Buch der Odyssee. Probeschrift. Leipzig.
4. — 1823. Chr. Oertel, Homer in Prosa. München. 2 Bde.
5. — 1826. J. St. Zauper, Übersetzung des Homer in Prosa. Prag. 4 Bde.
6. — 1826. K. G. Neumann, Ilias und Odyssee. Dresden. 2 Bde. In Hex.
7. — 1830. 51. Wiedasch, Odyssee. Stuttg. In Hex.
8. — 1828. 35. Schaumann, Odyssee und Ilias. 6 Bdchen. Prenzlau. In Hex.
9. — 1839. 40. Ferd. Rinnes, Die Ilias und Odyssee in Stanzen.
10. — 1844. Albert von Carlowitz, Ilias in gereimten Alexandrinern.
11. — 1844. August Jakob, Odyssee. In Hex.
12. — 1846. Hermann Monjé, Homers Ilias in Hex. Frankfurt a. M.
13. — 1852. 57. Wiedasch, Ilias in Hex.
14. — 1854. 56. von Minckwitz, Homer in Prosa.
15. — 1855. Donner, Ilias und Odyssee in Hex.
16. — 1860. Ferd. Rinnes, Probe einer Übersetzung der Odyssee in der Nibelungenstrophe.
17. — 1861. Carl Uschner, Ilias und Odyssee. In Hex.

18. — 1865. C. Th. Gravenhorst, Odysseus' Heimkehr. Ein Heldengedicht in fünfzig Liedern. Nach den Grundlinien der hom. Dichtg. ausgef. und den deutschen Frauen gewidmet von —. Hann. In vierzeiligen Strophen, bald jambisch, bald trochäisch.

19. — 1875. Wilh. Jordan, Homers Odyssee, übersetzt und erklärt. Frankf. a. M. In Hex.

Soweit Schroeter. Dazu füge ich noch diejenigen, die mir bekannt geworden sind aus der Zeit nach 1881, auch ohne auf absolute Vollzähligkeit Anspruch zu machen, natürlich mit Ausschluss der sogenannten „wortgetreuen" von Freund, „einem Schulmann", von H. R. Mecklenburg und der „nach Mecklenburgs Grundsätzen", und wie jene traurigen Machwerke alle heissen mögen, denen von vornherein weder ein künstlerischer noch ein wissenschaftlicher Wert zukommt, die aber leider immer üppiger ins Kraut schiessen zum Schaden der lieben Jugend. Zunächst ist Schroeters Verzeichnis noch eine Nummer hinzuzufügen:

20. — 1865. F. W. Ehrenthal, Homers Odyssee und Ilias, im Versmass der Urschrift. Od. 1865.

Nach 1881 sind mir dann noch bekannt geworden:

21. — 1881. Wilh. Jordan, Homers Ilias, übersetzt und erklärt. In Hex.

22. — 1882. Ad. Kähler, Homers Odyssee. Metrisch übersetzt.

23. — 1885. Otto Jäger, Homers Achilleis, aus der Ilias der Homeriden, hexametrisch deutsch von —.

24. — 1885. E. J. J. Engel, Odysseuslied. In der Nibelungenstrophe nachgebildet.

25. — 1890. Emil Engelmann, Homers Odyssee, in freier Umdichtung für das deutsche Haus. Mit vielen Bildern nach Zeichnungen von Tischbein, Flaxman, Genelli, Preller, Häberlin, Kepler, Closs, Hoffmann, Unger u. a. In Hex.

26. — 1890. Hermann Grimm, Homers Ilias. 1.—9. Gesang. — In einem selbstgeb. daktyl. Mass.

27. — 1891. Oskar Hubatsch, Homers Odyssee. In Hex.

28. — 1891. Friedrich Soltau, Homers Odyssee, bei Scheidung des Inhalts in 2 Hauptabteilungen und 6 Unterabteilungen aus dem Griechischen metrisch ins

Deutsche übertragen und mit erläuternden Anmerkungen versehen von —. In Hex.

29. — 1891. H. Zimmermann, Homers Ilias 1—8 übersetzt. Gereimte troch. Tetram.

30. — 1894. Th. Dann, Homers Odyssee in deutschen Stanzen.

31. — 1894. Oskar Hubatsch, Homers Ilias. In Hex.

32. — 1895. A. Dühr, Homers Gesänge in niederdeutscher poetischer Übersetzung. 1. T. Ilias. In Trochäen.

33. — 1895. Hermann Grimm, Homers Ilias, zehnter bis letzter Gesang.

34. — 1896. A. Schäfer, Kleiner deutscher Homer, Ilias und Odyssee im Auszuge. Verdeutscht mit Anmerkungen und Zusätzen.

35. — 1897. J. Ehlers, Homers Odyssee, übersetzt.

36. — 1897. E. Irmscher, Homers Odyssee. Nachdichtung. 6. und 22. Buch.

37. — 1897. Hermann von Schelling, Homers Odyssee, nachgebildet in achtzeiligen Strophen.

Dazu finde ich noch ohne nähere Angaben in der Zeitschrift für das Gymnasialwesen erwähnt die Übersetzungen von

38. Fahland, in den kurzen Reimpaaren des mittelhochdeutschen höfischen Epos und

39. Stadelmann, in der Nibelungenstrophe.

Ferner erwähnt H. Morsch in der Zeitschrift für den deutschen Unterricht, 12. Jahrg., 8. Heft, S. 501:

40. Heinrich Schwarzschild, Homers Odyssee. Frankfurt 1876. — In Stanzen.

Nicht unbedeutend, wie man sieht, ist die Zahl derjenigen, die während des 19. Jahrhunderts Voss die Palme streitig gemacht und nicht selten ein gutes Stück Lebensarbeit daran gesetzt haben, ihrer Nation nun endlich den deutschen Homer zu geben. Ein hochideales Streben, aber auch ein bisher noch nicht gestilltes Verlangen spricht sich meiner Meinung nach in diesen Namen und Zahlen aus. Es sind Namen darunter, die auch sonst einen guten Klang haben, so Fr. A. Wolf, der allerdings nur geringe Bruchstücke übersetzt hat, Donner, Herman Grimm, Wilhelm Jordan; sogar ein ehemaliger preussischer Staatsminister Dr. H. von Schelling ist darunter. Die so skizzierte Geschichte der deutschen Homerüber-

setzung im 19. Jahrhundert weiter auszuführen, wäre vielleicht ein nicht ganz unverdienstliches Unternehmen. Allein dazu fehlt mir auf den vorliegenden Blättern der Raum und fürs erste die Zeit. Doch mit den wichtigsten von ihnen werde ich mich etwas näher zu beschäftigen haben.

Die Homerübersetzer des 19. Jahrhunderts kann man im allgemeinen in zwei grosse Klassen einteilen, nämlich erstens in solche, die in Vossens Spuren weiterwandeln und zweitens in solche, die eigene Wege gehen. Zu den letzteren zähle ich alle diejenigen, die den Homer nicht im Hexameter und auch nicht in Prosa verdeutscht, sondern sich ein andres Versmass ausgesucht haben. Denn das Versmass ist von grosser Wichtigkeit. Es giebt nicht nur dem Ganzen gleich einen ganz andern Ton und Klang, sondern es ist auch, wie wir schon sahen und noch sehen werden, von ungeheuerem Einfluss auf den Stil. Schon einer der ersten, die sich an die Übersetzung Homers heran gemacht haben, Joh. Spreng, hatte im Jahre 1610 die Ilias „in artliche deutsche Reime gebracht," ein Buch, das übrigens kurz nacheinander, 1617, 1620, 1625 und 1630, viermal neu aufgelegt wurde. Nach den Knittelversen dieses frühen Versuches folgte im 18. Jahrhundert noch eine ganze Reihe von Anläufen in gereimten und ungereimten deutschen Versen, die keine Hexameter waren, vgl. Schroeter a. a. O. Selbst Bürger noch hatte von 1771—1781, von Goethe selbst ermuntert, an seinem Homer in fünffüssigen Jamben übersetzt und mit Stolbergs Hexametern kecken Mutes den Wettkampf aufgenommen und lange genug den Platz behauptet, bis er 1784 an seinem Versmass irre wird und die Waffen wechselt. Seine „markige, nervenstraffe Teutschheit" muss der klassicistischen Richtung der Zeit ihren Tribut entrichten, und auch er greift zum Hexameter. Seit Stolberg und durch Voss gelangt dann der Hexameter in der Homerübersetzung fast zur ausschliesslichen Herrschaft. Aber es fehlte auch nicht an Versuchen, ihn zu verdrängen. Solche sind im 19. Jahrhundert von Rinnes, Carlowitz. Gravenhorst, Grimm, Zimmermann, Irmscher und andern gemacht worden. Sie sind als gescheitert zu betrachten, wenigstens insofern sie keine Verbreitung gefunden haben. Über ihren Wert möchte ich kein absprechendes Urteil fällen, denn sie haben mir nicht alle vorgelegen, und soweit sie mir vorliegen, habe ich noch nicht die Zeit gefunden, mich hinreichend in sie zu vertiefen. Das aber ist sehr nötig, bevor man

es wagen darf, über solche Arbeiten zu urteilen. Zwei Arbeiten dieser Art scheinen es aber zu fordern, etwas länger bei ihnen zu verweilen, teils wegen ihrer Neuheit — vielleicht haben sie ja noch eine Zukunft — teils auch wegen ihrer Eigenartigkeit, ich meine die Odyssee von Herman von Schelling und die Ilias von August Dühr.

Im Jahre 1897 erschien bei R. Oldenbourg in München „die Odyssee, nachgebildet in achtzeiligen Strophen von Herman von Schelling". Verfasser ist der ehemalige preussische Justizminister Dr. H. von Schelling. Ich erwähne das, einmal weil es in die Geschichte der deutschen Homerübersetzung gehört, dann aber auch weil es mich freut, dass preussische Minister ihre Mussestunden mit Homer ausfüllen. In der Vorrede erwähnt der Verfasser, dass er nicht die Erwartung hegt, den Besitzstand der Vossischen Übersetzungen durch seine Arbeit zu stören, und dass diese zunächst aus dem persönlichen Bedürfnis entstanden ist, eine Form zu finden, welche einigermassen ein Abbild der Klangfülle des griechischen Textes gewähre, wozu der deutsche Hexameter seines Erachtens nicht geeignet sei. Er wählt also nach dem Vorbilde Schillers (Übersetzung der Äneis) die klangreiche Form der achtzeiligen Stanze. Ich setze die drei ersten Strophen des ersten Gesanges als Probe hierher:

Den Helden, den erfahrungsreichen, preise
Dein Lied, o Muse, der umhergeschweift
Von Land zu Land auf irr verschlungner Reise,
Nachdem er Trojas heil'ge Burg geschleift;
Er lernte vieler Menschen Denkungsweise,
Sein Aug hat manchen Volkes Stadt gestreift,
Doch musst er, auf der See umhergeschlagen,
Des Leides viel in seiner Seele tragen;

Ums eigne Leben rang er und nicht minder
Um Rückkehr seiner Kriegsgefährten Schar;
Doch nicht gelang sein Mühn; denn sie in blinder
Vermessenheit vergassen der Gefahr
Und schlachteten des Sonnengottes Rinder.
Doch der beraubte sie für immerdar
Des Tags der Heimkehr; lass davon uns Kunde,
O Tochter Zeus', entschlüpfen deinem Munde!

So viel der Griechen sich gerettet, alle
Schon fanden sich in ihrer Heimat Gaun,
Dem Krieg entronnen und dem Meeresschwalle;
Nur ihn allein, begierdevoll zu schaun
Sein Ehgemahl und seiner Väter Halle,
Ihn hielt noch die erhabenste der Fraun,
Kalypso, fest im felsumwölbten Saale,
Die Göttin, ihn begehrend zum Gemahle.

Es ist eine tönende, klangvolle Form, der sich das Ohr des Deutschen unmöglich verschliessen kann und noch niemals verschlossen hat, und man muss sagen, dass von Schelling dieses nicht leichte und für einen Übersetzer mit doppelten und dreifachen Schwierigkeiten verbundene Mass im allgemeinen mit grossem Geschick zu handhaben versteht. Dabei muss man allerdings darüber hinwegsehen, dass Reimpaare wie diese: dawider—Gebieter; Schneide—Geleite; besorgen—gehorchen; Worten—worden; streichen—neigen usw. verhältnismässig nicht selten sind. Etwas andres macht sich schon störender geltend. Nämlich die Form der strenger gebauten Stanze erfordert es, dass durch den metrischen Reimsatz der Stanzenstrophe auch ein Gedankenganzes abgeschlossen und abgerundet werde. Das ist bei dem Charakter der Homerischen Dichtung dem Nachdichter nicht möglich gewesen. Wo es versucht wird, leidet nicht selten durch Dehnungen oder Zusammenziehungen der Gedanke. Wo es nicht gelingt, wo der Gedanke nicht nur, sondern auch der grammatische Satz aus einer Strophe in die andre gleiten, geht doch einer der Hauptreize der Stanze verloren.

Was die Sprache angeht, so ist dieselbe durchaus edel, vornehm und gewählt, getragen fast immer von hohem dichterischem Schwunge. Plattheiten, Geschmacklosigkeiten, Verstösse gegen Grammatik und Satzbau wird man vergeblich suchen. Freilich hat ihn das Ringen mit der spröden Form doch vor gewissen Härten und Gezwungenheiten nicht bewahrt. Vgl. 1, 10—20:

Es sollte jetzt auch nicht entkommen er,
Selbst nicht im Kreis der Freunde, bittern Streiten.

2, 220—30: Mentor, des Odysseus Kamerad.

2, 50—60: Schwelgerein, die nie versiegen.

6, 40—50: In heitrer Bläue flattert um die Glieder
Der Seligen des Aethers Ozean.

7, 10—20: Sie selber schritt im Thor dem Helden dicht
Vorüber, um zu fördern seine Suche,
Als zartes Mädchen mit dem Wasserkruge.

14, 30: Und stürzt entgegen bellend seinem Pfade.

1, 60: Und schlürfen mir des Weins Gefunkel aus.

Schon diesen angeführten Ausdrücken merkt man einen gewissen Überschwung der Sprache an, die dadurch doch Gefahr läuft, sich in Widerspruch zu setzen mit homerischer Natürlichkeit und Einfachheit. H. Morsch, der in der Zeitschrift f. d. deutschen Unterricht, 12. Jahrgang, 8. Heft, und in der Wochenschrift für klass. Philologie, Jahrg. 1897, No. 51, von durchaus wohlwollendem, ja bewunderndem Standpunkte zwei gründliche Recensionen geliefert hat, fügt zu den genannten noch folgende anstössige Stellen: 7, 33: *ἐγὼ δὲ πατρίδ' ἱκοίμην* und mich beglückt der Heimat Vollgenuss; 9, 210: *ὀδμὴ δ' ἡδεῖα ἀπὸ κρητῆρος ὀδώδει* ein Würzeduft entsteigt auf Wonneflügeln; 8, 463: Nausikaa, du edle Königsrebe, wo das Original nichts von „Rebe" hat. — Auch hat sich der Nachdichter frei gehalten von der Sucht nach ungewöhnlichen Wörtern und Ausdrücken, nach gewagten Neubildungen und Archaismen. Das ist zu loben, denn in einem für weitere Kreise berechneten deutschen Homer bietet der Inhalt so viel Fremdes und Ungewöhnliches, dass die Sprache die Schwierigkeiten nicht noch vermehren darf. Unter den von Morsch angeführten hierhin gehörigen Ausdrücken scheinen mir nur folgende direkt anstössig: Geflamm S. 494; Gekämpf S. 492; Geblinke S. 455; Uferfrohn; gelübdet S. 226; gewürdet S. 235. Dazu kämen wohl noch einige andre, z. B. am holznen Stiel S. 155; zu seines Hofs Gewächte S. 293; vielleicht auch S. 131: in Packen (klebte seinem Haar der Staub an).

Indessen es wäre kleinlich, weiter zu nörgeln. Immerhin zeigt sich an den erwähnten Mängeln die Gefährlichkeit solcher Formen, die von unsern Meistern in kleinern Gedichten, die aber dem Leser geläufig sind, bis zur höchsten Vollendung herausgearbeitet worden sind. Daher treten wir mit den höchsten Anforderungen an sie heran, denen vielleicht auch unsre klassischen Dichter in einem Gedicht von so grossem Umfang kaum zu entsprechen vermocht hätten. Wir Epigonen vermögen es erst recht nicht. Aber der

Leser ist hier und da enttäuscht, und deshalb möchte ich schon aus diesem Grunde zu einfachern Formen raten.

Schelling bindet sich natürlich nicht streng an den Wortlaut des Originals. Das kann er nicht bei der von ihm gewählten Form, darum nennt er auch seine Arbeit nicht eine Übersetzung, sondern eine Nachbildung. Und doch wäre ich dabei wenigstens nach einer Richtung hin weitergegangen, ich meine in der Behandlung der homerischen Beiwörter, jener Klippe für alle bisherigen Übersetzer, von denen ich mit Absicht noch nicht sprach, als ich vorhin die Handhabung der Sprache durch Schelling kurz behandelte. Um dem deutschen Homer Ton und Farbe des Originals möglichst zu wahren, haben die Übersetzer sich abgemüht, die homerischen Beiwörter möglichst treu wiederzugeben, und so sind denn thatsächlich die ochsen- oder farrenäugige Hera und die eulenäugige Athene und der göttliche Sauhirt und die hauptumlockten Achäer und die saumnachschleppenden Weiber und andre Ungeheuerlichkeiten in die deutschen Übersetsungen gekommen. Davor zwar hat Schelling sein guter Geschmack bewahrt; wenn er nun aber γλαυκῶπις übersetzt „die Augenhelle, die augenhelle Göttin", so kann diese Prägung, sei sie von ihm oder von einem frühern, was ich im Augenblick nicht sehe, auf keinen Fall gebilligt werden. Der Sinn ist doch: die Göttin mit den hellen, klaren, grossen, schönen Augen; das kann aber nur heissen: helläugig, klaräugig, lichtäugig usw., geradeso wie jemand mit schwarzen Haaren, weissen Armen usw. schwarzhaarig, weissarmig usw. heisst. „Augenhell" aber heisst: so hell wie ein Auge, geradeso wie haarklein, armdick so viel heisst wie: so klein wie ein Haar, so dick wie ein Arm.

Wie hätte er es aber machen sollen? Der Gebrauch gewisser stehender Beiwörter bei Homer ist ja bekannt. Sie stehen dort, wo sie passen, sie stehen aber auch sehr oft dort, wo sie nicht passen, wo sie stören und die Handlung aufhalten. Sie sind leicht zu erklären als ein bequemes Mittel des epischen Stils, als Versfüllsel, um es gerade herauszusagen, der alte Homeros wird es mir schon verzeihen, wie ich es meine, denn sie sind von den Griechen sicher nicht als Störung empfunden worden. Sie waren eben durch den häufigen Gebrauch abgegriffen und abgeschliffen, so dass man an ihre Bedeutung gar nicht mehr dachte, ähnlich wie wir eine Reihe von bildlichen Redensarten in unsrer Sprache haben, an deren ursprüngliche Bedeutung beim täglichen Gebrauch kein Mensch

mehr denkt. Schwache Ansätze zu einem ähnlichen abgeschliffenen Gebrauche von Eigenschaftswörtern glaube ich in unserer Poesie zu finden, wenn z. B. in der Lyrik immer wieder vom „blauen Himmel“ und in der Balladendichtung vom „guten Schwert“ die Rede ist. Wenn wir nun aber diese im Griechischen abgeschliffenen Beiwörter ins Deutsche übersetzen, so wirken sie in der Übersetzung mit ihrer ganzen ursprünglichen Kraft, und sie wirken befremdend, störend, ja barock und grotesk. Da wäre die grösste Treue wieder die grösste Untreue, und es wird in vielen Fällen nichts andres übrig bleiben, als sie einfach zu übergehen. Das hat Schelling auch vielfach gethan, aber mir scheint, dass gerade er in seiner freien Nachdichtung in diesem Punkte noch etwas weiter hätte gehen können. Oder wird es einen Unbefangenen nicht doch etwas fremd und seltsam anmuten, wenn er immer wieder liest von „den wohlgeformten Zehen“, „den Sandalen herrlich anzusehen“, „den hellglänzenden Doggen“, „den schönbeschienten Achäern“, „der augenhellen Göttin“, „der flügelschnellen Rede“, „den hauptumlockten Achäern“, „der Purpurglut“ des Meeres, „dem männerstärkenden Erz“, „der strahlenhellen Pforte“, „dem Wagen mit den schönen Rädern“, „den Zofen mit den schönen Haaren“, „dem steinumdrängten Haus“ usw. usw.? Auch die Rosenfinger der Eos hätten meines Erachtens nicht wiederkehren sollen.

Aber vielleicht hat von Schelling durch diese Beiwörter das homerische Kolorit wahren wollen. Ich glaube nicht, dass es einzig darin oder auch nur hauptsächlich darin besteht. Aber selbst wenn es darin bestände, müsste man es aus den angegebenen Gründen opfern. Wie steht es nun aber sonst mit dem homerischen Kolorit in der Schellingschen Nachdichtung? Schelling hat den Hexameter preisgegeben, und daran hat er, wie ich später noch begründen werde, meines Erachtens wohl gethan, obgleich auch heute die Meinung noch weit verbreitet ist, eine metrische Übersetzung Homers sei nur im Hexameter denkbar.

Ob er aber mit seiner Stanzenform das richtige getroffen hat? Er ist nicht der erste, der diese Form gewählt hat. Aber nach dem, was ich von seinen Vorgängern gelesen habe — es ist noch nicht viel, und ich muss diese Behauptung mit allem Vorbehalt aufstellen, aber ich glaube, sie aufstellen zu können — also nach dem glaube ich, dass er seine Vorgänger überholt hat, und so sehe ich für jetzt von Rinnes, Schwarzschild und Dann ab. Ob nun aber

die Stanzenform die richtige ist? H. Morsch giebt sich in dem genannten Hefte der Zeitschrift für den deutschen Unterricht viele Mühe, die Berechtigung und die Vortrefflichkeit dieses Gewandes zu zeigen, indem er zunächst darthut, wie die Schellingsche Stanze die Vossischen Hexameter an Klangfülle und Schönheit der Worte übertrifft. Und darin hat er recht, das ist fraglos ein Unterschied wie Tag und Nacht. Das machen schon die schönen Reime und die ganze edle und gewählte Sprache. Dabei ist es freilich ein eitles Bemühen, den tönenden Vokalreichtum des griechischen Originals sowohl nachahmen als auch bei Schelling nachweisen zu wollen. Das kann die deutsche Sprache einfach nicht, dafür hat sie andere Schönheiten, und der Reim ist ja auch eine davon Dann aber sucht Morsch die Berechtigung der Stanze zu erweisen aus dem Charakter der Odyssee als Kunstepos, und dieser Beweis allerdings steht auf schwachen Füssen, er hat mich nicht überzeugt. Wenn Morsch die Odyssee für ein Kunstepos erklärt, so werden viele andre dagegen sagen, sie sei kein Kunstepos. Aber selbst zugegeben, die Odyssee sei ein Kunstepos, dann können doch unmöglich die einzelnen Lieder durch die Zusammenfügung zu einem noch so kunstvollen Ganzen viel von ihrer ursprünglichen Volkstümlichkeit verloren haben. Aber vielleicht ist die Stanzenform trotzdem ein passendes Gewand für die Odyssee? Die Frage wird sich mit absoluter Gewissheit am allerwenigsten durch theoretische Erörterungen beantworten lassen. Ich für meinen Teil muss erklären, dass ich allerdings noch an die alten „Schlagwörter" von homerischer Natürlichkeit und Einfachheit glaube, ich glaube sogar, dass darin zuletzt das eigentliche Geheimnis des homerischen Kolorits steckt, während die Beiwörter, die Klangfülle, die sich häufig wiederholenden bestimmten Ganz- und Halbverse nur ganz äusserliche und untergeordnete Mittel sind, die wir, wenn wir sie nicht nachzuahmen vermögen, auch entbehren können. Natur und Einfalt aber möchte ich nicht entbehren, und sie gehen allerdings bei der schwungvollen Schellingschen Form verloren, und deshalb wieder möchte ich lieber zu einer einfachern Form in schöner dichterischer und echtdeutscher Sprache raten, in einer Sprache, die sich namentlich auch frei hielte von jenem halbgriechischen konventionellen Übersetzerdeutsch, das wir Voss verdanken und von dem wir uns seitdem noch nicht haben befreien können. Od. 2, 1—11 lauten z. B. bei Schelling:

Als Eos ihre Rosenfinger reckte,
Die frühe Maid, den Himmelsraum entlang,
Und jetzt der Jüngling, den ihr Schimmer weckte,
Sein Kleid anlegend, von dem Lager sprang,
Ergriff er gleich sein Schwert, das spitzgestreckte,
Indem er's wuchtig um die Schulter schwang,
Und band sich an den wohlgeformten Zehen
Sandalen unter, herrlich anzusehen.

Er trat heraus, und einem Gott zu gleichen
An Hoheit schien er allen, die ihn sahn.
Er gab sogleich den Herolden das Zeichen,
Dass sie mit hellem Klang die Stadt hinan
Zusammenriefen rings die lockenreichen
Achäer auf des Marktes weiten Plan.
Den Rufen folgend, welche rasch erschallen,
Sieht man die Männer nach dem Markte wallen.

Als sich nun drängend hier die Massen breiten,
Bewegt sich nach dem Markte Telemach;
Man sieht zum Volk ihn mit der Lanze schreiten,
Zwei Doggen folgen ihm hellglänzend nach.

Das Original lautet:

Ἦμος δ' ἠριγένεια φάνη ῥοδοδάκτυλος ἠώς,
ὤρνυτ' ἄρ' ἐξ εὐνῆφιν Ὀδυσσῆος φίλος υἱός,
εἵματα ἑσσάμενος, περὶ δὲ ξίφος ὀξὺ θέτ' ὤμῳ
ποσσὶ δ' ὑπὸ λιπαροῖσιν ἐδήσατο καλὰ πέδιλα,
βῆ δ' ἴμεν ἐκ θαλάμοιο θεῷ ἐναλίγκιος ἄντην.
αἶψα δὲ κηρύκεσσι λιγυφθόγγοισι κέλευσεν,
κηρύσσειν ἀγορήνδε καρηκομόωντας Ἀχαιούς.
οἱ μὲν ἐκήρυσσον τοὶ δ' ἠγείροντο μάλ' ὦκα.
αὐτὰρ ἐπεὶ ῥ' ἤγερθεν ὁμηγερέες τ' ἐγένοντο,
βῆ ῥ' ἴμεν εἰς ἀγορήν, παλάμῃ δ' ἔχε χάλκεον ἔγχος,
οὐκ οἶος · ἅμα τῷ γε δύω κύνες ἀργοὶ ἕποντο.

Das würde ich etwa so übersetzen:

Aber als das goldne Frühlicht
Auf die Erde Rosen streute,
Da erhob sich von dem Lager
Des Odysseus lieber Sprössling;

Und er legte sein Gewand an,
Hing das scharfe Schwert sich
Um die Schulter, band sich unter
Seine Füsse die Sandalen,
Und aus dem Gemache schritt er,
Einem Gotte gleich an Hoheit.
Und den Herolden gebot er,
Die langlockigen Achäer
Hellen Rufs zum Rat zu rufen.
Da erscholl ihr Ruf, und eilend
Kamen alle zur Versammlung.
Aber als sie sich versammelt
Und sich alle eingefunden,
Schritt er selber hin zum Ratplatz,
In der Hand die ehrne Lanze,
Und zur Seite als Begleitung
Sprang ihm ein Paar hurt'ger Rüden.

Aber ich muss sagen, dass ich mit stets neuem Vergnügen Abschnitte aus der Schellingschen Odyssee gelesen habe, und Cauer hat recht, wenn er sagt, dass unter den möglichen Formen einer deutschen Odyssee die von Schelling gewählte nicht die schlechteste ist. Ihr gebührt nach meiner Meinung ein ehrenvoller Platz in der deutschen Übersetzungslitteratur.

Eine ganz merkwürdige und jedenfalls originelle Erscheinung auf dem Gebiete der deutschen Homerübersetzung ist der niederdeutsche Homer von August Dühr. Professor Dr. August Dühr, Oberlehrer in Nordhausen, liess im Jahre 1895 bei Lipsius & Tischer in Kiel „Homers Ilias in niederdeutscher poetischer Übertragung" erscheinen. Die Odyssee ist im Manuskript fertig und wird demnächst erscheinen. Die Ilias geht in gereimten achtfüssigen Trochäen, während für die Odyssee, von der im Programm des Realgymnasiums zu Nordhausen 1897 Proben erschienen sind, der ungereimte fünffüssige Jambus gewählt ist. Dühr ist der Ansicht, das Hochdeutsche sei zu modern für den alten Homer, und nur eine mundartliche Übertragung sei im stande, die grossartige Wirkung des alten Epos zu erzielen, denn auch Homer hätte in der feinen attischen Sprache keinen Eindruck. Ja, Dühr geht sogar so weit, zu behaupten, allein das Plattdeutsche eigne sich für eine stimmungsvolle Wiedergabe des alten Heldenliedes. Man braucht kein

Verächter des Niederdeutschen zu sein, um mit einer solchen Unterschätzung des Hochdeutschen sich einverstanden erklären zu können. Es wäre traurig bestellt um die deutsche Sprache, wenn es an ihr läge, dass wir bis jetzt noch keine befriedigende Homerübersetzung haben, und es ist auch gar nicht zu fürchten, dass dieser Standpunkt von vielen geteilt wird. Auch gegen die Ansicht lässt sich manches sagen, dass sich der homerische Dialekt zum attischen verhalte wie das Niederdeutsche zum Hochdeutschen. Dieser Satz wäre eher richtig, wenn man an die Stelle von niederdeutsch das Mittelhochdeutsche oder etwa die Sprache Luthers setzte. Und so ist thatsächlich wiederholt die Forderung aufgestellt worden, man solle den Homer nicht etwa ins Mittelhochdeutsche, aber doch wenigstens in der Nibelungenstrophe übersetzen. Es hat auch nicht an solchen Versuchen gefehlt. Aber ich halte sie für verfehlt, wieder weil die genannte Form nicht mehr volkstümlich genug ist, und weil man alles Befremdende von einem für weitere als Gelehrtenkreise bestimmten Homer ängstlich fern halten muss.

Dührs niederdeutsche Ilias ist zwar von denjenigen Kreisen, die den Kultus des Plattdeutschen auf ihre Fahne geschrieben haben, mit Sehnsucht erwartet und mit Begeisterung begrüsst worden. Klaus Groths Verlangen nach einem niederdeutschen Homer ist des Verfassers ermutigender Sporn gewesen, aber diese Kreise sind doch zu klein, und ein niederdeutscher Homer kann uns deswegen den hochdeutschen nicht ersetzen, weil er von zu wenigen gelesen werden kann. Die übrige Kritik, und die wissenschaftliche fast durchweg, hat sich ablehnend verhalten. Von wissenschaftlichen Recensionen sind zu erwähnen:

Velhagen und Klasings Monatshefte 1895/96, Heft 9. — Neue litterarische Blätter 1896, S. 224. — Wochenschrift für klassische Philologie 1896, Nr. 21 (Paul Cauer). — Blätter für litterarische Unterhaltung 1896, S. 359. — Berliner philologische Wochenschrift 1896, Nr. 44 (Legerlotz). — Zeitschrift für den deutschen Unterricht 1896, S. 850 (O. Glöde). — Deutsche Litteraturzeitung 1896 Nr. 50 (Ferd. Wrede). — Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1897, H. 5. — Preussische Jahrbücher 1897. August-Heft (Paul Cauer, mehr anerkennend). — Zeitschrift für das Gymnasialwesen 1899, 5. Heft (E. Neumann). Die Bedenken, die in diesen Besprechungen Ausdruck finden, richten sich zum grossen Teil auch gegen den von Dühr gewählten Strelitzer Dialekt sowie gegen

die Art seiner Handhabung durch Dühr: es wird behauptet, er sei mit vielen hochdeutschen Elementen in Satz- und Wortbildung untermischt, so dass auch das niederdeutsch redende Volk ihn nicht verstünde (Glöde), auch der Vers und seine Handhabung wird getadelt, namentlich wird Dühr auch vorgeworfen, dass er in der Ausdrucksweise auf ein zu niedriges Niveau herabsteige, so dass seine poetische Übertragung unwillkürlich den Charakter einer Travestie annehme. Das ist der schwerste Vorwurf, der ihm gemacht werden kann! Ich kann leider das einzelne nicht nachprüfen, weil ich des Niederdeutschen nicht mächtig genug bin. Ich will auch nicht verschweigen, dass Dührs Arbeit bei ihrem Erscheinen, namentlich in einzelnen Tageszeitungen, hoch gelobt worden ist, jedoch wenn man die Stimmen zählt, und namentlich wenn man sie wägt, sinkt die Wagschale tief zu des fleissigen Mannes Ungunsten. Das ist sehr zu bedauern, und es ist bedauert worden, dass so viel Fleiss, so viel Energie, so viel Mut und auch so viel Talent auf eine Aufgabe verwendet worden ist, die vielleicht gar nicht zu lösen war. Darum ist aber, das möchte ich wenigstens hervorheben, Fleiss, Mut und Talent keineswegs nutzlos verschwendet. Wie der griechische Homer nicht das Werk eines von den Musen entsendeten Meisters ist, und wie es der hochdeutschen Schriftsprache trotz fast zweihundertjährigen heissen Bemühens bisher noch nicht gelungen ist, eine befriedigende Übertragung zu stande zu bringen, so war es von vornherein doch wohl etwas vermessen, auf einmal und beim ersten Male den grossen Wurf thun zu wollen, und dazu noch in einer Sprache, der zwar zur Schilderung des Alltagslebens des gemeinen Mannes sowie auch der feinern Regungen des tiefen deutschen Gemüts die nötigen Mittel zu Gebote stehen, die aber zur Schilderung des homerischen Götter- und Heldenpathos sowie des ganzen fremdartigen altgriechischen Lebens entschieden nicht entwickelt genug war. Dem wackern Vorkämpfer aber möchte ich trotz allem ein kräftiges Glückauf zurufen zu weiterm Schaffen. Er wird ja nicht verhärtet sein gegen die Stimmen einer berechtigten Kritik, und er wird ja wissen, wie er sie am besten zum Verstummen und vom Tadeln vielleicht zum Loben bringen kann. Vielleicht ist auch die Odyssee, schon vermöge ihres mehr idyllischen Charakters, auch wohl wegen des geänderten Versmasses, besser gelungen. Wünschen wir ihr ein baldiges Erscheinen in möglichst gelungener und vollkommener Gestalt, den hochdeutschen Homer wird sie

doch nicht überflüssig machen und auch die deutsche Einheit nicht gefährden, was Legerlotz von einer geplanten plattdeutschen Bibel befürchten möchte.

Während Dühr und von Schelling als Vertreter derjenigen Homerübersetzer behandelt sind, die auf eignen Wegen wandeln, folgen andere, wenigstens hinsichtlich der Form, aber auch in andern Dingen, den Spuren Vossens. Wie aus der obigen Übersicht zu ersehen ist, haben nach Voss nicht wenige den Homer in Hexametern übersetzt. Unter ihnen werden ziemlich einstimmig als die bedeutendsten anerkannt Wilhelm Jordan und Oskar Hubatsch. Von diesen hat zunächst Wilhelm Jordan, schon wegen seiner übrigen Werke und wegen seiner ganzen Dichterpersönlichkeit, berechtigten Anspruch auf unsre Beachtung. Vor mehr als einem Vierteljahrhundert liess der nun hochbetagte Frankfurter Dichter zum ersten Mal seine Odyssee erscheinen: Homers Odyssee übersetzt und erklärt von Wilhelm Jordan. Frankfurt a. M., W. Jordans Selbstverlag 1875. Leipzig, F. Volckmar. Ihr folgte 1891 Homers Ilias, Übersetzt und erklärt von Wilh. Jordan. Frankfurt a. M., Wilh. Jordans Selbstverlag 1891. Leipzig, F. Volckmar. 1889 erlebte die Odyssee und 1892 die Ilias die 2. Auflage. Weitre Auflagen sind wohl noch gefolgt.

Wenn Jordan vorhin ein Nachfolger Vossens genannt wurde, so darf das nicht missverstanden werden. Nachfolger Vossens sind ja mehr oder minder alle Homerübersetzer. Und wenn Jordan auch Voss in der Wahl des Hexameters und in manchen andern Dingen, wie wir noch sehen werden, gefolgt ist, so verleugnet sich die selbständige und eigenartige Dichterpersönlichkeit, die in seinen übrigen Werken oft so scharf hervortritt, auch in seinem Homer nicht. Sein starker Wille und ein ernstes Streben nach Selbständigkeit treten in seiner Einleitung zur Odyssee hervor, freilich will mir scheinen, als ob dagegen die Ausführung zurückbliebe, so schwer ward es auch ihm, sich aus dem Bannkreis zu befreien, den Voss um uns alle gezogen hat. Doch gehen wir ins einzelne.

In der Einleitung wendet sich Jordan zunächst gegen die Forderung der wörtlichen Treue, indem er darauf hinweist, dass wir vielleicht nicht einmal für den fünften Teil des homerischen Sprachschatzes deckende deutsche Ausdrücke aufzutreiben vermöchten, ein Gedanke, der noch viel schärfer ausgesprochen werden könnte. Deshalb sei es ein Zeichen grosser Unwissenheit, eine

wörtliche Übersetzung überhaupt für möglich zu halten, was doch das Ziel seiner Vorgänger gewesen sei. Dann fährt er fort: „Ihr merkliches Bestreben, sogar die griechische Wortfolge beizubehalten, hat mir die deutsche Redeweise verboten. Auch die Wahl derselben Wortgattungen und nächstgleichen Wortformen wird man bei mir weit mehr vermissen. Ich erziele die Leistung eines Eigenschaftswortes nicht selten durch ein Zeitwort, Hauptwort, Adverb und abwechselnd umgekehrt. Selbst auf die deckende Versfolge, die meine Vorgänger aufs strengste einzuhalten bemüht waren, hat meine Übersetzung vielfach verzichten müssen. Unsre andre Denkweise und Satzordnung machten es bei meinem Plan oft zur Pflicht, einen nachfolgenden Vers oder Halbvers voranzustellen. Auch habe ich zuweilen einen griechischen Hexameter nicht anders als mit deren anderthalb in gutem Deutsch wiederzugeben gewusst. Ferner kommt es vor, dass ich drei mit zweien und selbst zwei mit nur einem erschöpfen konnte. — Ein wörtlicher Abklatsch ist also meine Arbeit nicht."

Das klingt heute, nicht allen, aber hoffentlich vielen, so selbstverständlich, dass ich es fast naiv nennen möchte. Wer aber die Vossische Schule kennt, wird Jordans Redeweise begreiflich finden. Sehen wir nun, wie er diese Grundsätze ins Praktische übersetzt hat. Es klingt fast wie Entschuldigung, wenn Jordan sagt: „Selbst auf die deckende Versfolge hat meine Übersetzung vielfach verzichten müssen", und: „Auch habe ich zuweilen einen griechischen Hexameter nicht anders als mit deren anderthalb in gutem Deutsch wiederzugeben gewusst. Ferner kommt es vor, dass ich drei mit zweien und selbst zwei mit nur einem erschöpfen konnte." Fast schüchtern ist es ausgesprochen, und fast schüchtern ist auch die Ausführung des Entschlusses, sich loszureissen von der unheilvollen Schablone, Vers für Vers zu übersetzen und aus je einem homerischen Hexameter von 15—17 Silben je einen deutschen von ebenfalls 15—17 Silben zu schmieden. Im ersten Buch der Odyssee ist an 9 Stellen der deutsche Text um je einen Hexameter kürzer, an 2 Stellen um je einen Hexameter länger geworden. Um je einen Hexameter kürzer ist ferner der deutsche Text im 2. Gesang an 6, im 3. an 2, im 4. an 10 Stellen; um je einen Vers länger als das Original ist die Übersetzung im 2. Gesang an 7, im 3. an keiner, im 4. an 6 Stellen. In den übrigen Gesängen mag das Verhältnis ein ähnliches sein. Man sieht, der Versuch

ist nur schüchtern unternommen, und im allgemeinen muss man sagen, dass auch Jordan noch Vers für Vers übersetzt, wobei es allerdings öfter vorkommt, dass die deutsche Übersetzung aus dem einen in den andern Vers des Originals übergreift. Aber immerhin war ein Anfang gemacht, und dazu gehörte schon ein bestimmtes Mass von Mut und Selbständigkeit. Wer noch an der Richtigkeit des von Jordan eingeschlagenen Weges zweifeln sollte, der lese von Wilamowitz, Einleitung zum Hippolytos, wo er von Droysen sagt, dass er sich in seinen trefflichen Übersetzungen vom Schlendrian, d. h. von der wörtlichen Treue und den Versmassen der Urschrift, um so weiter entfernt, je sicherer er des Verständnisses ist, je mehr er es wagen kann, des Dichters Gedanken, Empfindungen und Stimmungen frei aus sich zu geben, weil er sie ganz in sich aufgenommen hat.

Ferner weist Jordan in der Einleitung auf die Beherrschung der deutschen Sprache durch seine Vorgänger hin. Voss hätten zur Wiedergabe der mehr als zehntausend griechischen Wörter Homers ungefähr neuntehalbtausend deutsche zur Verfügung gestanden. Aber „ausreichend zur Vollwechslung eines sprachlichen Krösus unter den Dichtern ist das Betriebskapital an deutschen Worten und Wendungen noch bei keinem meiner Vorgänger gewesen". So sagt Jordan, und er strebt sichtlich nach diesem Ziele, gewiss ein löbliches Bestreben, aber es will mir fast scheinen, als ob er darin etwas zu weit gegangen sei. Gewiss ist es gerechtfertigt und zu loben, wenn ein Dichter darnach strebt, die Sprache zu bereichern durch Aufnahme neuer Wörter und Wendungen aus der alten Sprache, aus den Mundarten, den Standessprachen, der Umgangssprache usw. Aber es giebt da eine gewisse Grenze. Wenn man „Huldin" liest für *δῖα θεάων* oder „Knappe" für *θεράπων* Il. 15, 401, so erinnert das doch unwillkürlich an Bürgers missglückten Versuch, uns Homer als altdeutschen Barden vorzuführen. „Nestor becherte noch immer" = *Νέστορα πίνοντα* etc. Il. 14, 1 klingt mir etwas burschikos, wie auch das „Top"! Il. 14, 271 u. ö. sich mit dem homerischen Pathos nicht recht vereinigen lässt. Andre ungewöhnliche Wörter und Wendungen, die ich indes keineswegs alle tadeln möchte, sind z. B.: Il. 14, 14: über den Sterten = *ἐπὶ πρυμνῇσιν*, was wohl ein Druckfehler ist für „Sternen", was öfter vorkommt; derselbe Gegenstand heisst 18, 76: „Geheck"; 14, 77: vertauen = *ὁρμίσσομεν*; 277 leuchtendarmig = *λευκώλενος*;

16, 105: die Berge der Wangen = *φάλαρα;* 115: Schlaube = *καυλόν;* 18, 219 u. ö.: Gleisch = *αὐγή;* — 365: kraft der „ergatteten" Würde = *οὕνεκα σὴ παράκοιτις κέκλημαι;* 409: Gezähe = *ὅπλον;* 498: Pön = *ποινή;* 552: In Schwatten = *μετ' ὄγμον* (Druckfehler für Schwaden?); 553: Ähren Hamfel an Hamfel = *δράγματα;* 562: *ἀλφή* = Wingert; 20, 4: vom Kulm des Olymps = *κρατὸς ἀπ' Οὐλύμποιο;* 20, 50: *ἀκταί* = Geklipp; 123: windschwank = *ἀνεμώλιος;* 411: der Fant = *νηπιέῃσι;* 23, 215: Umsicht fluscht weit mehr = *μήτι μέγ' ἀμείνων;* 11, 390 eines marklosen Nidings = *ἀνδρὸς ἀνάλκιδος οὐτιδανοῖο;* 15, 313: flitzten die Pfeile = *θρῷσκον οἰστοί;* 355; brückte den Durchfahrtsdamm = *γεφύρωσεν δὲ κέλευθον;* 15, 411: der mit des Handwerks Weistum völlig vertraut sich gemacht = *ὅς ῥά τε πάσης εὖ εἰδῇ σοφίης;* 17, 263: die Münde des Flusses = *προχοὴ ποτάμοιο;* Od. 14, 16: Die Watze *ἄρσενες.* — Manches davon ist vortrefflich, so ist z. B. nur zu loben, wenn er, wo von Schiff und Meer die Rede, nicht in der unbeholfenen Sprache der „Büchermenschen und Landratten" redet, sondern die Ausdrücke der Seemannssprache anwendet. Manches ist aber auch gewagt; als ich Il. 16, 160 las „in Rudeln laufen sie dann zum Sprint mit den schwärzlichen Spiegeln und lackeln," da muss ich gestehen, dass ich im Original nachsehen musste, was denn die Übersetzung bedeute, und das sollte doch nicht sein. Der Übersetzer hat zwar auch das schöne Recht des Dichters, sprachschöpferisch thätig zu sein, aber wenn zu fremdem Inhalt, fremden Namen usw. auch noch fremde Formen kommen, so liegt die Gefahr nahe, den Leser abzustossen.

Jordan hat auch textkritisch gearbeitet; Verse, die er für unecht und hinzugefälscht hält, übersetzt er zwar, verweist sie aber unter den Text. Umfangreichere Einschaltungen klammert er ein. „Wo hingegen stereotype Verse, die schon mehrmals dagewesen sind, als falsche Einschaltung wiederkehren, begnüge ich mich, am Fusse der Seite auf die Stellen zu verweisen, an denen man sie übersetzt findet. Doch kommt auch zwei- oder dreimal der umgekehrte Fall vor, dass einer dieser stereotypen Verse durchaus unentbehrlich ist und im Original dennoch fehlt. Man findet ihn dann unter Hinweis auf eine Anmerkung in eckigen Klammern der Übersetzung einverleibt." (Od. Einl. S. XIII.) Dieses in der Odyssee beobachtete Verfahren war für die Ilias unanwendbar; kaum ein Drittel des Textes wäre oben stehen geblieben, und ganze

Gesänge wären zum Kleindruck verurteilt gewesen. „Nur die ganz ungehörigen Verse also, welche sich erweisen als eingeschwärzt, nicht nur in die altechten Texte, sondern auch in die umfangreichen Rückeinschaltungen und späteren Zusätze, somit fast überwiegend als Flickflicke, Interpolationen zweiter und selbst dritter Potenz, findet man hier je nach dem Grade ihrer Verwerflichkeit, entweder eingeklammert oder in Kleinschrift am Fusse der Seiten aufgeführt, oder endlich bis in die Anmerkungen verbannt.“ Il. 2. Aufl. Vorw. zur 1. Aufl. S. XVII. Für eine Herausgabe des griechischen Textes wäre dies Verfahren vielleicht noch eher zu billigen, als für eine deutsche Übersetzung. Ein Übersetzer, der für das deutsche Volk schreibt, soweit es kein Griechisch oder nicht genug Griechisch versteht, um das Original verstehen zu können, braucht meiner Ansicht nach nicht den ganzen Homer zu übersetzen und darf es nicht einmal. Was für ein Interesse haben z. B. der Schiffskatalog und andere umfängliche Partien als höchstens philologisches? Die Philologen aber brauchen keine Übersetzung, für andre aber haben solche Stellen nicht nur kein Interesse, sondern sie verderben ihnen auch den Genuss des übrigen, wenn sie sie nicht ganz vom Weiterlesen abschrecken.

Weiter spricht Jordan von den „Zufälligkeiten des ächten Textes“ und stellt dazu seine „Theorie der poetischen Störungen“ auf. „Jede Dichtung ohne Ausnahme zeigt ein Ringen mit ihrer Form. In keiner ist es immer siegreich, sondern oft nur ein Davonkommen, eine notdürftig vertuschte Niederlage.“ „Die Verse jeder Dichtung beschreiben eine Wellenlinie auf der Schönheitslinie. . . . . Die Ausbiegungen sind bald grösser, bald kleiner. Wo sie für die Wahrnehmung verschwinden, da ist die Wirkung das reinste Entzücken. Immer aber kann der Vers jene Linie nur hin und zurück schneiden, niemals genau und dauernd in ihr fortschreiten.“ „Die Nachahmung poetischer Kunstwerke kann nur dadurch gelingen, dass der Nachbildner die vom Original nicht eingehaltene, aber erstrebte Schönheitslinie aus den Abweichungen nach beiden Seiten in scharfer Annäherung bis zu den feinsten Integralen abzuleiten und zu schauen vermag. Diese und nur diese, im Original nicht unmittelbar vorhandene Linie muss er, darf er einzuhalten streben. Als Nachbildner hat er ja nicht wie der Dichter des Originals die Freiheit, zu besserer Erfüllung der Form den Inhalt abzuändern, sondern ist doppelt gebunden, sowohl an

den Vers als an das in ihm vorgetragene. Wenn er mit einem alten Poeten zu thun hat, bleibt er überdies von der ersten bis zur letzten Zeile verurteilt zu dem unentrinnbaren Anachronismus, die Vorstellungen der Vergangenheit nur ausdrücken zu können mit Worten, welche bis in ihr feinstes Gefäser durchtränkt sind von einer Fülle neuer und vormals unmöglicher Gedanken. Deshalb ist er weit grösseren Störungen unterworfen, und diese wachsen unvermeidlich bis ins Hässliche und Unerträgliche, wenn er nachzuschreiten versucht auf der unmittelbar gegebenen Bahn des Urtextes, wo sich dann zu deren Störungswellen neue doppelt so starke allemal addieren. Deshalb ist die sogenannte wortgetreue Übersetzung eines Gedichts, wenn sie etwas anderes sein will als ein sprachliches Lehrmittel, etwas in sich Widersprechendes, deshalb jeder Versuch, einen Dichter in der Urform zu übertragen, wenn ihn ein Nichtdichter unternimmt, der Mann möge sonst noch so begabt und gelehrt sein, so hoffnungslos verurteilt zu gänzlichem Misslingen."

Ich stehe keinen Augenblick an, diese Ausführungen auch auf Homer und erst recht auf seine Übersetzer für zutreffend zu erklären. Sehen wir, wie Jordan selbst sie auf sein Original und auf seine Übersetzung anwendet. Zunächst weist er darauf hin, dass auch der Vater Homeros nicht mühelos die Hexameter aus dem Armel geschüttelt habe. Beweise dafür seien die öftere Wiederholung einmal ausgeprägter Verse, die Kürzung langer sowie die Längung kurzer Vokale, die Reckung und Zerdehnung der Worte, wie es Jordan nennt, der Gebrauch der Eigenschaftsworte und manches andere, was ich nicht in gleichem Masse für zutreffend halte. Aber mit dem angeführten hat Jordan zweifellos recht. Er war übrigens — und das muss ausdrücklich hervorgehoben werden — nicht der erste, dem diese Erkenntnis aufging. Mehrere Jahre vor ihm hatte schon Heinrich Düntzer dieser manchem Philologen nicht mehr verschlossenen Einsicht Ausdruck verliehen in zwei gründlichen Abhandlungen: „Zur Beurteilung der stehenden Homerischen Beiwörter" und „Über den Einfluss des Metrums auf den Homerischen Ausdruck. Nebst Zusatz." Vgl. Düntzer, Homerische Abhandlungen, Leipzig 1872, S. 507 ff. und 517 ff. Dort kann man besser als bei Jordan lesen, von welch ausserordentlichem Einfluss das Versmass auf die epische Sprache gewesen ist, indem nicht nur zahlreiche metrische und syntaktische Freiheiten, sondern

namentlich auch der reiche, fast bunte Formenwechsel durch das Streben nach metrischer Bequemlichkeit zu erklären ist. Düntzers Ansicht hat viel Widerspruch erfahren, da man irrtümlich glaubte, dem Ruhme des grossen Dichters werde dadurch Abbruch gethan. Mag Düntzer auch im einzelnen geirrt haben, im grossen und ganzen aber hat er unzweifelhaft recht, und der Übersetzer darf sich am allerwenigsten dieser Einsicht verschliessen, da auf ihr ein grosser Teil des Verständnisses ruht.

Aehnlich ist es mit den stehenden Beiwörtern. Sowohl Düntzer wie Jordan machen darauf aufmerksam, dass die sogenannten stehenden Beiwörter meistens keine Beziehung auf die im Satze berichtete Thatsache nehmen, dass sie, um es gerade herauszusagen, an unpassender Stelle gebraucht werden. So heisst z. B. der Himmel der „sternige“ auch bei Tage, wo kein Stern zu sehen ist, das Schiff wird das „schnelle“ genannt, auch wenn es langsam fährt oder fest auf dem Gestade liegt; die Achäer heissen die „starkmutigen“, wo sie feige fliehen, der Kyklop heisst der „grossherzige Menschenfresser“ usw. „Schon diese Prädikate“, sagt Jordan, „nehmen für uns alle Stufen ein vom Müssigen bis zum Störenden, vom Seltsamen bis zum Barocken und Grotesken. Aber fast noch mehr lehnt sich unser Gefühl auf gegen Beiworte, welche zwar an sich passend sind, aber angebracht stehen, wo die Handlung die Stromschnelle des Absturzes und den Berstpunkt der Spannung erreicht hat und uns deswegen jede überflüssige Silbe zum unerträglichen Anstoss wird. . . . . So bleibt denn für das Bestreben des Nachbildners, dem geläuterten Geschmack zu genügen, dieser mehr dem Versdienst als dem Gedanken gewidmete Gebrauch der Beiworte eines der unüberwindlichen Hindernisse.“

Nun sollte man meinen, Jordan zöge aus dieser richtigen Erkenntnis auch die richtige Konsequenz. Allein das thut er nicht, sondern er fährt fort: „Auch bin ich nicht der Meinung, dass er (der Nachbildner) versuchen dürfe, es wegzuschleifen. Er hat seine Leser nur zu erinnern, dass sie diese Unvollkommenheiten, die der Dichtung aus der Mode ihres Zeitalters anhaften, eben mit in den Kauf nehmen müssen.“ Und so macht denn Jordan aus Vossens „männerbeherrschendem Sauhirt“ (ὄρχαμος ἀνδρῶν) „der Mannschaftordner der Sauhirt“ oder „der Leute-Vormann der Sauhirt“. Ferner lesen wir: die eulenäugige Göttin, der helmumleuchtete Hektor, die heilige Stärke des Alkin, die mutige Kraft des Aktorsprossen, der

in Ätherhöhen geborene, der fernhin winkende Lichtgott, der ringsumquastete Sturmschild, der quastenumbuschte Sturmschild und noch viele andre mehr als seltsame und störende Beiwörter. Freilich zu einer Konzession lässt sich Jordan herbei. Da diese Beiwörter ja selbst Ausbiegungen von der Schönheitslinie seien, behandelt er sie als minder bindenden Teil des Urtextes und will „lieber eines dieser Beiworte minder entsprechend wiedergeben oder auch ganz fallen lassen, als sich für die treuest mögliche Wiedergabe des poetischen Gedankens in der nächstverwandten üblichen Wendung den Versraum beschränken und die schlichte Klarheit des Satzes trüben". Mit dem Fallenlassen wäre ich schon einverstanden, aber die minder entsprechende Wiedergabe ist eine gefährliche Sache. So setzt Jordan für *βοῶπις* statt des im Deutschen „schlechterdings unerträglichen ‚kuhäugig' ein notbehelfliches ‚gazellenäugig'". Nein, die gazellenäugige Hera hat ebensowenig wie die ochsenäugige und ebensowenig wie die eulenäugige Athene in einem deutschen Homer einen Platz. Aber ein ganz eigenartiges, vom übrigen Sprachgebrauch abweichendes Übersetzerdeutsch hat sich herausgebildet, man denke nur an die berühmten „geflügelten Worte", von denen sich noch kein einziger Übersetzer frei gemacht hat, und doch verbindet man nicht erst seit Büchmann einen ganz andern Sinn mit dem Ausdruck. Wenn es uns je gelingen sollte, die Sklavenbande einer traditionell gewordenen Übersetzungsschablone abzuschütteln, wird die Nachwelt staunen über diese Verirrungen, ebenso wie wir uns heute entsetzen über die ehrlich gemeinte Travestierung des gelehrten Damm, der den göttlichen Helden Odysseus also verherrlicht: „Nachdem er sich nun ganz gewaschen und niedlich gesalbt und die Kleidungen angelegt hatte, die ihm die junge unvermählete Dame reichen lassen: so machete die vom Zeus geborene Athene, dass er grösser und fleischiger anzusehen war". Über den Weg, der zu dieser Freiheit führt, kann man meiner Ansicht nach auch nicht zweifelhaft sein. So viel steht jedenfalls fest: Gegen die ewigen Gesetze der Ästhetik und der Logik darf eine Übertragung Homers am allerwenigsten verstossen. Hinsichtlich der Beiwörter aber ist auch die Jordansche nicht von zahlreichen solcher Verstösse freizusprechen.

Dasselbe gilt natürlich von den homerischen Titulationen, Würde- und Standesbezeichnungen, dem *ἀγανός*, *βασιλεύς*, *ὄρχαμος ἀνδρῶν*, *καρηκομόων*, *διοτρεφής*, *διογενής*, *δῖος* usw. „Der göttliche Sauhirt",

„Alkins gesegnete Stärke", „Telemechs heilige Kraft" sind nicht Ausbiegungen von der Schönheitslinie, sondern dicke garstige Kleckse auf derselben.

Weiter spricht sich Jordan in der Einleitung zur Odyssee über sein Versmass aus. Obwohl es ihm feststeht, dass der deutsche Hexameter eine von der homerischen sehr verschiedene Form besitzt, hat er ihn dennoch für seine Ubertragung gewählt. Aber die Verteidigung, die er ihm mitgeben zu müssen glaubt, steht auf schwachen Füssen: „Indes hat sich dieser Vers in schönen Dichtungen das deutsche Bürgerrecht erworben. In der Silbenzahl und für die möglichst deckende Nachbildung kann kein andrer dem des Originals gleich nahekommen. Auch hat noch keine andre Uebersetzung Homers, weder die prosaischen, noch die jambischen oder gar die gereimten und dadurch äusserst widerwärtig romantisierten, Anklang zu finden vermocht. So blieb es gleichwohl das natürlichste, dass ich mich zur Nachbildung der Odyssee (und Ilias) dieses Enkels ihres Verses bediente". Man sieht, was davon allein ein Grund sein könnte, nämlich dass der deutsche und griechische Hexameter in der Silbenzahl übereinstimmen und sich auch sonst möglichst decken, stimmt schlecht mit Jordans oben ausgeführten Ubersetzungsgrundsätzen und ist, wie ich schon angedeutet habe und des weitern noch näher auseinanderzusetzen haben werde, für die deutsche Homerübersetzung geradezu verhängnisvoll gewesen.

Was dann die Handhabung des Hexameters angeht, so gestattet sich Jordan ziemlich weitgehende Freiheiten, wovon ich nur die Zulassung des vielumstrittenen Trochäus erwähnen möchte, und zwar an allen Stellen mit Ausnahme der fünften. Ich halte das für gerechtfertigt und verständig, und zwar nicht nur, weil es Goethe und Schiller auch gethan haben, sondern hauptsächlich weil man in vielen Fällen nicht mit Sicherheit sagen kann, ob ein deutscher Versfuss ein Spondeus oder ein Trochäus ist. Allerdings sind doch, wie man im V. Abschnitt von Minors neuhochdeutscher Metrik studieren kann, gewisse Einschränkungen zu machen, und es wäre ein leichtes, eine Reihe Jordanscher Verse anzuführen, die nach dem Urteile des ersten heutigen Theoretikers auf diesem Gebiete einfach als schlecht bezeichnet werden müssten. Doch ich will uns damit nicht aufhalten, es scheint mir nicht das wichtigste zu sein, wir müssen uns vielmehr die Jordansche Übersetzung sonst noch etwas näher ansehen.

Da ist nun zunächst ohne weiteres anzuerkennen, dass sie im Vergleich zu der Vossischen einen gewaltigen Fortschritt bedeutet. Zur Veranschaulichung dessen muss ich aus beiden eine Probe hersetzen. Ich wähle dazu eine Stelle aus der bekannten Schilderung des Seesturms im 5. Buche der Odyssee, V. 313—333.

Sie lautet bei Voss:

Also sprach er; da schlug die entsezliche Woge von oben
Hochherdrohend herab, dass im Wirbel der Floss sich herumriss:
Weithin warf ihn der Schwung des erschütterten Flosses und raubte
Ihm aus den Händen das Steur; und mit Einmal stürzte der Mastbaum
Krachend hinab vor der Wut der fürchterlich sausenden Windsbraut.
Weithin flog in die Wogen die Stang' und das flatternde Segel.
Lange blieb er untergetaucht und strebte vergebens,
Unter der ungestüm rollenden Flut sich emporzuschwingen;
Denn ihn beschwerten die Kleider, die ihm Kalypso geschenket.
Endlich strebt'er empor und spie aus dem Munde das bittre
Wasser des Meers, das strömend von seiner Scheitel herabtroff.
Dennoch vergass er des Flosses auch selbst in der schrecklichen Angst nicht,
Sondern schwung sich ihm nach durch reissende Fluten, ergriff ihn,
Sezte sich wieder hinein und entfloh dem Todesverhängniss.
Hiehin und dorthin trieben den Floss die Ströme des Meeres.
Also treibt im Herbste der Nord die verdorreten Diesteln
Durch die Gefilde dahin; sie entfliehn in einander geklettet:
Also trieben durchs Meer ihn die Winde bald hiehin bald dorthin.
Jezo stürmte der Süd ihn dem Nordsturm hin zum Verfolgen;
Jezo sandte der Ost ihn dem brausenden Weste zum Spiele.

Sie lautet bei Jordan:

Eben, von oben herab, sich brechend im furchtbaren Ansturz
Schlug eine Welle herein. Sie drehte den Kahn auf die Kante,

Riss ihm das Rohr aus der Hand und schleudert ihn weit in die Wogen.
Fürchterlich wirbelnd zerbrach den Mast in der Mitte die Windsbraut;
Fern ins Meer fiel Segel und Raa. Er blieb eine Weile
Untergetaucht, von der Wucht des Flutschwalls niedergehalten;
Denn ihn beschwerte sein Kleid, das Geschenk der Nymphe Kalypso.
Endlich taucht' er empor und spie aus dem Munde die bittre
Salzflut aus, die zugleich vom Haupt ihm rieselnd herabtrof.
Aber auch so bedrängt vergass er nicht seines Kahnes,
Schwang sich nach durch die Flut, bekam ihn wieder zu fassen,
Setzte sich mitten hinein und war noch entronnen dem Tode.
Hin und her jetzt warfen sein Fahrzeug Wogen und Strömung.
Wie, wenns herbstet, der Nord die dicht an einander geflockten
Samen des Distelhaupts hin und her jagt über die Felder,
So jetzt warfen den Kahn hin und her auf den Fluten die Winde.
Wann ihn der Süd dem Nord kaum zugeworfen zum Wegwehn
Gab schon wieder der Ost ihn zum Weiterwürfeln dem Weststurm.

Die zwanzig Verse des Originals hat Voss natürlich in ebenso viel Hexametern wiedergegeben, das hielt er für unerlässlich. Jordan braucht dazu nur achtzehn, ohne dass der Sinn im geringsten gelitten hat. Im Gegenteil, wenn wir die beiden Übersetzungen auf ihre wörtliche Treue miteinander vergleichen, so kommt der Jordanschen entschieden der Vorzug zu. So wird gleich im Anfang *μέγα κῦμα δεινὸν ἐπεσσύμενον* von Voss übersetzt: „Die entsetzliche Woge hochherdrohend," von Jordan; „eine Welle sich brechend im furchtbaren Ansturz". Vom „Schwung des erschütterten Flosses", vom „flatternden" Segel, von den „reissenden" Fluten und andern Vossischen Versfüllseln steht im Original nichts. Ferner vermeidet Jordan natürlich die bei Voss zu lesenden veralteten Formen: „der Floss", „die Scheitel", „er schwung sich", sowie die oft gerügten Zerdehnungen, für die die „verdorreten Diesteln" ein besonders treffendes Beispiel liefern. Ich stelle weiter aus dem obigen Texte einige Wendungen einander gegenüber, wo Jordan Vossische Aus-

drücke, die uns heute steif, unbeholfen und hausbacken vorkommen, glücklich vermieden hat:

Voss:	Jordan:
Er strebte vergebens, unter der ungestüm rollenden Flut sich emporzuschwingen.	Von der Wucht des Flutschwalls niedergehalten.
Endlich strebt er empor.	Endlich taucht er empor.
Jezo stürmte der Süd ihn dem Nordsturm hin zum Verfolgen,	Wann ihn der Süd dem Nord kaum zugeworfen zum Wegwehn,
Jezo sandte der Ost ihn dem brausenden Weste zum Spiele.	Gab schon wieder der Ost ihn zum Weiterwürfeln dem Weststurm.

Auch der Vergleich mit den dürren Disteln scheint mir bei Jordan nicht nur dem Original entsprechender, sondern auch dem deutschen Leser ansprechender wiedergegeben zu sein; das Vossische „entfliehn" will mir gar nicht gefallen. Ich will nicht unterlassen, auf den im obigen Texte von mir markierten Stabreim ausdrücklich aufmerksam zu machen, den sich der Dichter der Nibelungen auch in der Übersetzung des alten Epos nicht hat entgehen lassen, gewiss mit vollem Rechte, wenn dabei Mass gehalten wird, und der Sinn nicht leidet. Denn wir sind nicht nur berechtigt, sondern sogar verpflichtet, alle poetischen Mittel, die uns die Sprache bietet, in der Übersetzung zu verwenden. Ob freilich Jordan recht gethan hat, *πηδάλιον* mit „Rohr" wiederzugeben, bezweifle ich, und überhaupt werden wir ja weiter noch sehen, dass auch die Jordansche Ubersetzung ihre Mängel hat, aber dass die Vossische trotz ihrer immer wieder und nicht genug zu betonenden Verdienste heute nicht mehr daneben bestehen kann, das liegt ausser allem Zweifel.

Von den Mängeln der Jordanschen Übersetzung war hier und da schon die Rede, ich rechne weiter dazu eine gewisse Härte des Stils, die dadurch entsteht, dass zu viele oder zu lange Attribute zwischen Artikel und Substantiv eingeschoben werden, eine Härte, die schon in der Prosa unangenehm berührt, in der Dichtung aber ganz unerträglich ist. Beispiele sind: Od. 5, 3: um den hoch vom Himmel herunterdonnernden Zeus geschart. — 122: ihr sorglos leicht hinlebenden Götter. — 419: mich bange stöhnenden. — 446: eines dem Meer und dem Drohn des Poseidon entronnenen Gastes. — 460: Und überliess ihn des Stroms zur See hinrauschendem

Wasser. — 468: mein jetzt schon erschöpft und nur matt noch atmendes Leben. — Il. 15, 639: Selbiger hatte zum Vater den einst vom König Eurystheus immer zum Herakles gesendeten Boten, den Kopreus. — 603: Diesem Beschlusse gemäss bewog er den selbst schon von Eifer glühenden Priamossohn zum Sturm. — 676: Eine von mehreren Stangen mit Zwingen zusammengefügte Seekampfspiere ergreifend. — 16, 112: Ihr im Olymp den Palast bewohnenden Musen. — 18, 28: Auch die vom Helden Achill und Patroklos erbeuteten Mägde. — 288: Die an Kurzsicht leidenden Menschen (*μέροπες*). — 467: von den vielen sie schauenden Menschen. — 525: die beiden sie führenden Hirten. — 20, 1: Während um dich nach Kampf längst hungernder Sprosse des Peleus. — 304: vor allen von sterblichen Frauen einst ihm gebornen Söhnen. — 23, 247: Die hier bei den wohlberuderten Schiffen längere Frist als ich am Leben gebliebenen Achäer. — 23, 798: Jene Sarpedon jüngst von Patroklos entrissnen Waffen. — Noch härter klingt es, wenn zwei Präpositionen aufeinanderstossen, wie z. B. Il. 15, 563: von auf Ehre haltender Mannschaft.

Es fehlt auch nicht an andern ästhetisch-stilistischen Verstössen und prosaischen Wendungen: Jl. 15, 88: da diese (Thetis) zuerst ihr entgegengelaufen. — 194: Zeus nur zu Willen zu leben verweigr' ich drum. — 280: Und jeglichem fiel der Mut vor die Füsse. — 315: bevor von der weissen Haut (der Krieger) sie (die Speere) gekostet. — 451: Der quälende Bolzen. — 542: dass das begierige Erz im vorwärtsdrängenden Eifer völlig die Brust durchfuhr. — 18, 210: denn mit schrie Pallas Athene. — 367: abzuschneiden die Hälse (den edelsten Knaben der Troer). — 572: Beinegeschwenk. Arg nach Prosa schmecken unter vielen andern folgende Stellen: „der gediegen verfertigte Schild", „die gediegenhufigen Renner", — Jl. 15, 206: Göttliche Iris, du hast sehr schickliche Worte geredet. — 224: Da sonst wahrlich die Götter, welche mit Kronos unten im Tartaros wohnen, den Kampf zu spüren bekämen. — 304: die hintere Masse des Heeres trat unterdes den Rückzug an. — 23, 846: das mit Schlinge versehene Fangseil. — 15, 617: doch es gelang ihm nicht, wie ungestüm er auch angriff. — Od. 5, 375: er streckte die Hände eifrig zum Schwimmen aus. — Nichts als Prosa ist auch folgende Stelle, Jl. 14, 367:

Aber wir werden auch den nicht allzuschmerzlich vermissen,
Wenn wir Übrigen uns nur eifrig helfen und beistehn.

Obwohl Jordan sich bemüht hat, die Sklavenbande eines wörtlichen Übersetzers abzuschütteln, so ist ihm dieses doch nicht überall gelungen. Wir sahen es schon, wo von der Wiedergabe der stehenden Beiwörter die Rede war, und so lesen wir ferner von den schienenumglänzten Achäern, von den zarten Füssen des Telemach und manches andre, was uns mehr als seltsam anmutet. Dazu rechne ich auch Wendungen wie „Herz im Busen", „erzürnten Gemüts" usw. Einmal lässt man sie sich noch gefallen, aber wenn sie oft wiederkehren, werden sie unerträglich, oder ist es etwa deutsch, zu sagen: „Während sein Sinn und Gemüt mit solchen Erwägungen umging". Nicht deutsch und nicht poetisch. Oder wenn die Rosse des Patroklos dastehen, „im Herzen Betrübnis"? Durch solche und ähnliche Unbeholfenheiten und Gräcismen bekommt das Ganze stellenweise eine fremde undeutsche Färbung, die mir, von Wilamowitz ausgenommen, noch kein Übersetzer aus dem Griechischen vermieden zu haben scheint. Freilich ist die Gefahr eine grosse. Denn das fortwährende Sichversenken in das Original und der Schlendrian der Vorgänger sind sicher geeignet, auch das feinste Stilgefühl abzustumpfen. Das ist eben die schwere Aufgabe des Übersetzers: er muss das Original ganz und genau in sich aufnehmen, dann muss er es in sich verarbeiten und, losgelöst von der Form, in eigener neuer Form wiedere schaffen, aber dies Losreissen von der Form ist sehr schwer und unbequem.

Wenn einer die Übersetzersprache Jordans genauer untersuchen wollte, so würden noch manche Ausstellungen zu machen sein, z. B. hinsichtlich der Wortstellung, zu langer Perioden und andrer Dinge, allein mir fehlt dazu hier die Zeit und der Raum. Ich habe hier nur noch einiges zu sagen über den von Jordan gewählten Vers und seinen grossen Einfluss auf den Stil. Trotz Lessings bekanntem geringschätzendem Ausspruch, dass es leichter sei, in Hexametern als in Prosa zu schreiben, hebt Jordan in seiner Einleitung zur Odyssee S. XXXV ff. die „riesigen, fast unüberwindlichen Schwierigkeiten" hervor, die diese Form für eine Nachbildung Homers hat, wie er sie fordert. Diese Schwierigkeiten werden nach Jordan und andern dadurch hervorgerufen, dass die deutsche Deklination und Konjugation vermittels Artikels, Pronomens und Hilfsverbums vorwiegend jambische Satzanfänge bedingen. Um diese Schwierigkeit zu umgehen, hat ja auch Kleist seine bekannten Hexameter mit einer Vorschlagsilbe gebildet, die indessen keine

Nachahmung gefunden haben. Die von Jordan angewandte freiere Handhabung des Hexameters mit Zulassung der Trochäen, die von den Vertretern der strengen Richtung nicht gebilligt werden, ist nun allerdings nicht geeignet, jene Schwierigkeit zu beseitigen, und andrerseits ist die Wahl des Hexameters für die Jordansche Übersetzung von grossem, aber nicht immer günstigem Einflusse gewesen. Die oben angeführte Übersetzungsprobe beginnt mit dem Worte „Eben". So übersetzt Jordan das homerische ὣς ἄρα μιν εἰπόντα, und zwar aus folgenden Erwägungen: Für die sehr oft wiederkehrenden homerischen Übergänge ὣς ἔφατ', ὣς εἰπών usw. gestatte der Hexameter einzig „also sprach er", eine Wendung, die von Jordan verworfen wird aus Gründen, die man a. a. O. nachlesen kann, deren Angabe ich mir erspare, weil ich sie nicht für stichhaltig erachten kann; ich verweise nur auf Hermann und Dorothea, wo der genannte Ubergang innerhalb 2000 Versen nicht weniger als 14 mal vorkommt. Weil Jordan nun die genannte Wendung verschmäht, beschreitet er den einzigen Ausweg und giebt den Gedanken wieder durch Wörtchen wie: „dabei", „eben" oder durch Wendungen wie „seinem Rate gemäss, seinem Befehle gehorsam, folgsam" usw. Dabei betrachtet es Jordan noch als einen Gewinn, dass auf diese Weise eine Wirkung vermieden werde, die als kindliche Breite dem Original zwar sehr wohl stehe, in der Nachbildung aber als Unbeholfenheit empfunden werde. Ich kann den Standpunkt nicht teilen und bin vielmehr der Ansicht, einmal dass die Wendung „also sprach er" durchaus dem Geiste der Sprache gemäss und im heroischen Pathos recht am Platze ist, und dass andrerseits durch ihre Vermeidung ein gut Teil des homerischen Kolorits verloren geht.

Dem Leser der Jordanschen Übersetzung kann die Häufigkeit der längern Formen des Relativpronomens nicht entgehen. Wenn sie sich besonders häufig im Anfang des Hexameters finden, aber auch sonst, wird man nicht umhinkönnen, dem Verse die Schuld zu geben. In den 849 Versen des 4. Gesanges der Odyssee findet sich beispielsweise im Hexameteranfang die Form „welcher, e, es" zehnmal, während die Form „der die das" nur viermal vorkommt. Nun braucht man kein eingefleischter Anhänger Wustmanns zu sein, um doch der kürzern Form den Vorzug zu geben, auch ist es nicht gerade nötig, dass der Hexameter zu den längern Formen verleitet. Ich habe wieder daraufhin Hermann und Dorothea ver-

glichen und gefunden, dass dort in der gleichen Anzahl von Versen, d. h. in den 4 ersten Gesängen die kürzere Form im Hexameteranfang gerade dreissigmal, die längere aber auch nicht ein einziges Mal vorkommt. Diese Vergleichung lehrt auch noch etwas andres. Nämlich aus der mehr als doppelten Anzahl von Relativsätzen in einem gleich grossen Abschnitte bei Goethe schliesse ich eine viel grössere Flüssigkeit und Leichtigkeit des Stils.

Der 16. Gesang der Ilias beginnt mit den Worten:

„Während man dort so stritt um das Schiff mit dem schönen Verdecke,
Trat zum Achilleus hin“ usw.

So übersetzt Jordan das homerische:

ὣς οἱ μὲν περὶ νηὸς ἐϋσσέλμοιο μάχοντο.
Πάτροκλος δ' Ἀχιλῆϊ παρίστατο usw.

Diese unterordnende Konstruktion mit „während“ ist nicht homerisch und überhaupt nicht poetisch, sie findet sich aber bei Jordan ausserordentlich häufig. Es beginnt so nicht nur der 16., sondern auch der 12., 18., 20. und 23. Gesang der Ilias sowie der 6. Gesang der Odyssee. Innerhalb der einzelnen Gesänge sind Hexameteranfänge mit „während“ sehr zahlreich. Es giebt Gesänge, die nicht weniger als zehnmal diese schwerfällige Konstruktion enthalten, und sie fehlt, glaube ich, in keinem. Ich glaube nicht fehlzugehen, wenn ich die Häufigkeit der Konstruktion zu gleichen Teilen Jordans Gespensterfurcht vor „also“ und dem Einfluss des Hexameters zuschreibe. Ich habe die Mühe nicht gescheut, auch daraufhin „Hermann und Dorothea“ sowie umfangreiche Stücke von Jordans „Nibelungen“ zu vergleichen, beides mit gleich negativem Resultat.

Viel schlimmer aber ist eine andere Wirkung des Hexameters, nämlich jene unerträgliche Breite und Weitschweifigkeit des Stils, die mit der epischen Breite nicht das geringste zu thun hat. Denn unter epischer Breite versteht man die ins einzelne gehende Ausmalung auch der kleinsten Züge, unter jener Weitschweifigkeit aber verstehe ich einen Stil, der drei, vier, ja noch mehr Worte gebraucht, um das auszudrücken, was man mit einem ebenso gut sagen kann. Wenn z. B. Il. 18,64 πένθος übersetzt wird durch „Bekümmerndes“ statt „Leid“, oder Il. 20,3 πίσεα ποιήεντα „in grünender Flur bewässerten Auen“ statt „grasige Auen“ oder

Il. 20,8 πηγαὶ ποταμῶν „Ursprungsquellen der Flüsse", so kann ich darin nur Hexameternot erblicken. Als Beispiele für unerträglich breit gezogene Stellen führe ich noch folgende an; links setze ich Jordans Text und mache rechts einen Vorschlag, wie man mit wenigen Worten in gefälliger deutscher Wendung dasselbe sagen könnte:

Il. 20,378: Dass dich weder sein Speer noch ein Streich seines Schwertes erreiche.	Dass nicht sein Speer, sein Schwert dich treffe.
4,35: Aber allein im Schooss der Götter ruht die Entscheidung, Ob trotz mindrer Kraft nicht dennoch dich zu entseelen Meinem Speere gelingt, da vorn auch meiner geschärft ist.	Doch es ruht im Schooss der Götter, ob nicht doch mein schwächerer Speer dich fällt mit scharfer Spitze.
23,308: Ferneren Unterrichts drum bist du kaum noch bedürftig.	Drum brauchst du kaum noch Belehrung.
314: Um die Preise dir nicht insgesammt entreissen zu lassen.	Dass nicht jeder Preis dir fehle.
Od. 2,168: Wenn sie nicht dennoch vielleicht zu verzichten bereit sind, Was denn freilich für sie bei weitem das bessere wäre.	Vielleicht verzichten sie auch selbst, was viel besser wär' für sie.
21,143: Alle befanden genehm, was ihnen Antinoos vorschlug.	Allen gefiel der Vorschlag.
146: Nur diesem allein war das frevelnde Treiben Äusserst verhasst, und er hegete Groll auf sämmtliche Freier.	Ihm allein war der Frevel verhasst, und er grollte den sämtlichen Freiern.
173: Dass du mit Bogen und Pfeil zurechtzukommen vermöchtest.	Pfeil und Bogen zu regieren.
225: Richtig zu Ende geführt ist nun dies euch entsetzende Kampfspiel.	Aus ist nun das arge Spiel.

Selbst vor nichtssagenden Zusätzen scheut Jordan nicht zurück, um den Vers zu füllen. Il. 23,506 hat das Original ἐν λεπτῇ κονίῃ, Jordan sagt: „im lockern Staub, der den Boden bedeckte".

An der letztgenannten Stelle sei mir noch gestattet zu zeigen, ein wie fremdartiges, schwülstiges, unnatürliches Gepräge der Hexameter der deutschen Nachdichtung geben kann und leider meistens giebt. Es ist diejenige Stelle aus dem Wagenrennen, wo uns die Ankunft des Diomedes am Zielpunkt geschildert wird, Il. 23, 499; sie lautet im Original:

ὣς φάτο, Τυδείδης δὲ μάλα σχεδὸν ἦλθε διώκων,
μάστι δ' αἰὲν ἔλαυνε κατωμαδόν. οἱ δὲ οἱ ἵπποι
ὑψόσ' ἀειρέσθην ῥίμφα πρήσσοντε κέλευθον.
αἰεὶ δ' ἡνίοχον ῥαθάμιγγες ἔβαλλον,
ἅρματα δὲ χρυσῷ πεπυκασμένα κασσιτέρῳ τε
ἵπποις ὠκυπόδεσσιν ἐπέτρεχον. οὐδέ τι πολλὴ
γίγνετ' ἐπισσώτρων ἁρματροχιὴ κατόπισθεν
ἐν λεπτῇ κονίῃ. τὼ δὲ σπεύδοντε πετέσθην.

Ich lasse zunächst die Übersetzungen der bedeutendsten folgen von denen, die im Hexameter geschrieben haben.

Voss:

Also der Held; da naht in beschleunigtem Lauf Diomedes.
Immer umschwang er die Schultern und geisselte; aber die Rosse
Huben sich hoch von der Erde, den Weg in Eile vollendend.
Immer auch flog um den Lenker der Staub, von den Hufen gesprenget;
Während der prangende Wagen, mit Zinn und Golde gezieret,
Schnell dem Sturm des Gespanns nachrasselte, und nur ein wenig
Tauchte von hinten das Gleis der erzbeschlagenen Räder
In den gelockerten Staub; so eiferig flogen die Rosse.

Uschner:

Sprach's, da jagt in die Nähe heran der Sprosse des Tydeus
Und er geisselte stets das Rosspaar über die Schultern.
Hoch fuhr dieses empor und schnell durchlief es die Rennbahn.
Unablässig umflog ein Staubgewirbel den Lenker,
Und es rollte, mit Gold und Zinn umzogen, der Wagen
Hinter den hurtigen Rossen daher, nur wenig indessen
Wurde dahinten das Gleis der Räderschienen bemerkbar
In dem lockern Staub; so schnell flog dieses Gespann hin.

Monjé:

Also der Held; und im Fluge genaht kam schon Diomedes.
Rastlos pfiff um die Schulter die Geissel ihm, aber die Rosse
Hoben sich hoch in die Luft, pfeilschnell durchjagend die Rennbahn.

Immer mit Sand und Staube besprengten sie stampfend den Lenker,
Während der stattliche Wagen, mit Gold und Zinne verzieret,
Hinter dem schnellen Gespann fortrollete. Wenig bemerkbar
Blieb ein Geleise zurück von den eisernen Schienen der Räder
In dem gelockerten Staub: so pfeilschnell flogen die Rosse.

Donner:

Sprach es, und Tydeus' Sohn kam stürmend heran in die Nähe.
Rastlos schwang er die Geissel dem Rosspaar über die Schultern,
Das in die Lüfte sich bäumte, den Pfad vollendend in Eile.
Stets umsprühte den Lenker der wirbelnde Staub von den Hufen,
Während der stattliche Wagen, mit Zinn umzogen und Golde,
Hinter dem schnellen Gespann herrasselte: wenig indess nur
Merkbar tauchte von hinten der eisernen Schienen Geleise
Sich in den lockeren Staub; so raschhin flogen die Rosse.

Hubatsch:

Sprach's; und es jagte des Tydeus Sohn heran mit dem Wagen,
Schwang die Geissel beharrlich und trieb die Rosse; die sprangen
Hoch empor und vollendeten leicht die Strecke des Weges.
Und es bespritzte der Staub fortwährend den Lenker der Rosse;
Und der Wagen, geziert mit goldnem und zinnernem Schmucke,
Rollte den Rossen, den eilenden, nach; es liessen die Reifen
Nicht gar tief die Spuren zurück von den Rädern des Wagens
In dem zerriebenen Staub; so flogen die Rosse von dannen.

Jordan:

Näher, indem er das sprach, schon jagte der Sprosse des Tydeus,
Stets um die Schultern der Rosse die Peitsche schwingend. In hohen
Sprüngen und flink durchmass das Gespann die Strecke der Rennbahn.
Immer mit Klünkerchen Staubes beworfen wurde der Lenker,
Während der Wagen, verzinnt und vergoldet, nahe den Fersen
Rollte der hurtigen Rosse, bei deren fliegender Eile
Hinter ihm her die Spur der Radbeschläge nur wenig
Merkbar blieb im lockeren Staub, der den Boden bedeckte.

Wer sich einen Augenblick frei machen kann von dem befangenden Einfluss, den dieses Übersetzerdeutsch auf einen machen kann und thatsächlich ein Jahrhundert lang auf die weitesten Kreise

gemacht hat, und vorurteilslos die angeführten Verse prüft, der wird mein obiges Urteil „fremdartig, unnatürlich, schwulstig“ billigen. Wer einzelnes will, der lese und bedenke noch einmal das Vossische: „Immer umschwang er die Schultern und geisselte;“ — „aber die Rosse huben sich hoch von der Erde, den Weg in Eile vollendend; — „von den Hufen gesprenget“ fehlt im Original gänzlich, ebenso wie das Jordansche „der den Boden bedeckte;“ — „nur ein wenig tauchte von hinten das Gleis der erzbeschlagenen Räder in den gelockerten Staub;“ — die unpoetischen Konstruktionen mit „während;“ — „während der Wagen dem Sturm des Gespanns nachrasselte“; die passivische Konstruktion im 4. Verse usw. — Die meisten Anstösse liefert Voss, aber auch die andern sind nicht frei davon, am meisten vielleicht Hubatsch; bei Jordan habe ich den unglaublich prosaischen Schluss durch Sperrdruck hervorgehoben. Wenn man die einzelnen Übersetzungen miteinander vergleicht, so wird man finden, dass einerseits seit Voss ein Fortschritt zu Natur und Einfachheit nicht zu verkennen, dass aber andrerseits das vorhin näher bezeichnete Gesamtgepräge geblieben ist. Den Grund davon suche ich einmal bei Voss, von dessen Manier sich seine Nachfolger nicht freizumachen vermocht haben, dann aber auch in dem gewählten Versmass, dem Hexameter, der geradezu zu Unnatur, Schwulst, Weitschweifigkeit und Zerdehnungen führen muss, wenn man es unternimmt die 120 Silben des obigen Originals in ebensoviel deutschen, oder gar die ca. 181650 Silben der Odyssee z. B. (12110×15) in ebensoviel deutschen Silben wiederzugeben.

Um aber zu sehen, was für ein anderes Gepräge die Übertragung in einem andern Versmass bekommt, übersetzen wir die Stelle erst wörtlich: „So sprach er; der Tydide aber kam treibend ganz nahe, die Peitsche schwang er immer um die Schultern; seine Rosse aber hoben sich in die Höhe, hurtig den Weg zurücklegend; immer trafen den Lenker des Staubes Körnchen; und der mit Gold und Zinn beschlagene Wagen lief den Rossen auf[1]) (die Fersen), und es entstand hinten keine tiefe Spur der Reifen in dem lockern Sande; eilig flogen die Rosse“. Diese Gedanken, in poetische Form gebracht, möchten etwa lauten:

---

1) *ἐπέτρεχον* kann nur heissen: der Wagen lief den Rossen auf die Füsse, denn die Bedeutung des Berührens hat das Wort z. B. auch Il. 13, 409, und ausserdem wäre die andre Bedeutung: „der Wagen lief den Rossen nach“ unglaublich matt, aber alle Übersetzer haben sie.

Ständig unterdes die Geissel
Um der Rosse Schultern schwingend,
Jagte näher Diomedes.
In gewalt'gen Sprüngen rasten
Jach die Rosse durch die Ebne,
Dass des Staubes feine Körnchen
Ständig an den Lenker flogen,
Dass der gold- und zinnbeschlagne
Wagen schlug der Rosse Fersen,
Dass die erzbeschlagnen Räder
Kaum bemerkbar seichte Spuren } Kaum den lockern
In dem lockern Sande liessen. } Sand berührten.

Doch wenden wir uns wieder zu der Jordanschen Übersetzung und übersehen noch einmal, was in aller Kürze und ohne den entferntesten Anspruch auf Erschöpfung des Themas über sie zu sagen war, so lässt sich wohl als Resultat zusammenfassen, dass Jordan einerseits zwar einen grossen Fortschritt gegen Voss und seine übrigen Vorgänger gethan hat; andrerseits aber ist die Jordansche Übersetzung nicht derart, dass wir die Akten schliessen und sagen könnten: Jetzt haben wir einen deutschen Homer, der allen Ansprüchen genügt. Nein, es muss weiter gerungen werden. Und wie das Beispiel des Ikarus unsere wackern Luftschiffer der Neuzeit nicht abschreckt, der Lösung einer schier unmöglichen Aufgabe ihr Leben zu opfern, so sollen auch, die einen Beruf in sich fühlen, sich durch missglückte Versuche nicht von weitern Anstrengungen abschrecken lassen. Ein Scheitern ist zwar schmerzlich und misslich für den Gescheiterten, aber der Wertschätzung des Mannes braucht es keinen Abbruch zu thun, wie auch Jordans Dichterruhm nicht darunter zu leiden braucht, dass seine Homerübersetzung nicht die ist, die wir erstreben müssen. Andrerseits ist auch jeder gescheiterte Versuch wieder lehrreich für den folgenden und darum nicht verdienstlos. Das aber muss man verlangen, dass der Nachfolger sich mit seinen Vorgängern bekannt macht, er kann ungeheuer viel von ihnen lernen.

Um zu lernen nun, durch Widerspruch oder Zustimmung, habe ich das vorhergehende niedergeschrieben, und will ich hier teils wiederholen, teils weiter ausführen, nach welchen Grundsätzen meiner Ansicht nach Homer übersetzt werden muss. Als Ziel schwebt mir

vor eine verständliche und gefällige Übertragung, verständlich für die breitesten Schichten, womöglich noch für den einfachen Mann aus dem Volke, der von griechischer Götter- und Heldensage noch gar nichts weiss, gefällig aber auch dem kritischen Blick des hochgebildeten Litteratur- und Sprachkenners. Eine solche Übertragung ist bei wörtlicher Treue nicht möglich. Darum ist es die erste Pflicht des Nachdichters, wenn er das Original mit philologischer Genauigkeit in sich aufgenommen hat, sich loszuringen von der fremden Form und den Gedanken des Originals in echtdeutscher Form wiederzugeben, wobei indes kein wesentlicher Zug des Originals verloren gehen darf. Wo das gelingen sollte, da ist die Übersetzung vollkommen. Aber vielfach wird das nicht gelingen und aus mancherlei Gründen nicht gelingen können. Da gilt es denn für den Nachdichter diplomatisch mit dem Original zu paktieren, hier etwas zu opfern, dort etwas zu gewinnen, wobei er sich wieder vor einem besonders zu hüten hat, dass nämlich nichts dem Original Fremdes in die Übersetzung hineinkomme, und davor kann er sich hüten, während er Verluste nicht immer wird vermeiden können.

Es dürfte schwer sein, hier allgemeingiltige Normen aufzustellen, aber das glaube ich wiederholen zu dürfen: gegen die Gesetze der Logik und Ästhetik darf eine Homerübertragung nicht verstossen. In der Beobachtung dieser Gesetze besteht die oberste Treue, der sich alles andre unterordnen muss. Nun sind zwar die Gesetze der Logik ewig und unveränderlich, aber die Geschichte der Entstehung und Überlieferung der homerischen Gedichte erklärt uns logische Verstösse zur Genüge, darum muss der Homerübersetzer auch textkritisch arbeiten können. Die Gesetze der Ästhetik aber sind veränderlich nach Zeiten und Völkern, und darum darf der Übersetzer in missverstandener Treue nicht allzu sehr am Original kleben. In diesem Sinne ist es, von der sogenannten wörtlichen Treue gar nicht zu reden, z. B. nicht selbstverständlich, dass Homer im Hexameter übersetzt werden muss, und noch weniger, dass die Handhabung des Hexameters sich, wie bei Voss, bis in Einzelheiten nach dem Original richten muss. In diesem Sinne hat auch beispielsweise die „ochsenäugige Hera“ und manches andre der homerischen Beiwörter in einem deutschen Homer keinen Platz.

Darauf, dass der deutsche Nachdichter nicht den ganzen

Homer wiederzugeben braucht, ja es nicht einmal darf, habe ich bei Jordan schon hingewiesen. Er darf es nicht, und zwar nicht nur der zahlreichen Wiederholungen und Widersprüche wegen, sondern auch wegen der minderwertigen Interpolationen, mit denen namentlich die Ilias an zahlreichen Stellen durchsetzt ist. Dass er es kann, will man ihm gern glauben, und darauf kommt es auch gar nicht an. Aber worauf es ankommt, ist, dass er nicht durch pedantische Vollzähligkeit dem nichtphilologischen Leser den Geschmack am ganzen verdirbt. Die Auswahl freilich ist eine missliche Sache; vielleicht wäre es besser, wenn nicht einer allein auf eigene Faust sich unterfinge, sie zu treffen. Jedenfalls müsste es einer sein, der sich auch in die tiefsten Tiefen der ungelösten homerischen Frage versenkt hat. Auch muss der Nachdichter den Mut haben, „von dem Namen Homeros sich befreiend" hier und da einen einzelnen Vers oder Halbvers fallen zu lassen. v. Wilamowitz meint, nur ein Philologe könne die Griechen übersetzen, unbedingt, ... aber es muss einer sein, der sich den Sinn für Geist und Schönheit der Muttersprache zu bewahren gewusst hat, wie es gottlob deren genug giebt.

Es bliebe noch die Frage des Versmasses zu erörtern. Ein Blick auf die Geschichtstabelle der deutschen Homerübersetzung lehrt, dass die meisten Übersetzungen sich im Hexameter bewegen, und noch heute ist es für manchen selbstverständlich, dass Homer nur „im Versmass der Urschrift" übersetzt werden könne. Und doch ist der deutsche Hexameter erstens ein ganz anderes Gebilde als der klangvolle strenggebaute griechische Vers, und zweitens ist er ein fremdes und fremdartiges Gewächs, das sich zwar in der deutschen Dichtung ein Heimatrecht, aber keine rechte Beliebtheit zu erwerben vermocht hat. Er ist zu einer Zeit in die deutsche Litteratur eingeführt worden, wo die Antike neben ihrem befruchtenden auch einen überwuchernden Einfluss auf die verschiedensten Gebiete unseres nationalen Geisteslebens ausgeübt hat. Auf dem Gebiete der bildenden Kunst hat Goethe bei Ausführung des Blücherdenkmals in Rostock den ausführenden Künstler veranlasst, den deutschen Nationalhelden aus hellenischer Auffassung heraus als Barbarenführer in Barbarenkleidung mit dem Löwenfell über den Schultern darzustellen, was thatsächlich auch geschah[11]). Und auf dem Gebiete der Dichtkunst hat ebenderselbe Goethe den urdeutschen Stoff von Hermann und Dorothea in den „falschen homerischen Rock" ge-

kleidet, der „die Wirkung des einzigen Gedichtes so stark beeinträchtigt, dass es nicht sein kann, wozu es sein echt homerischer Geist befähigt, ein Buch für hoch und niedrig, jung und alt“ (von Wilamowitz a. a. O., S. 8). Goethe freilich hat sich später von diesem Schmerzenskinde der deutschen Metrik losgesagt:

Ein ewiges Kochen statt fröhlichem Schmaus,
Was soll denn das Zählen, das Wägen, das Grollen?
Bei allem dem kommt nichts heraus,
Als dass wir keine Hexameter machen sollen,
Und sollen uns patriotisch fügen,
An Knittelversen uns begnügen.

Mag sein, wie Rudolf Hildebrand[15]) meint, dass das zum Teil Ärger und Übertreibung sei, jedenfalls hat Goethe nach 1802 keine Hexameter mehr geschrieben. (Vgl. Schroeter, a. a. O., S. 349.) Aber seit Klopstock, veranlasst durch die Schulsitte von Pforta, lateinische Verse zu machen, seinen Messias in Hexameter gekleidet, und namentlich seitdem Stolberg und Voss ihren Homer „im Versmass der Urschrift“ verfasst haben, ist der Hexameter in der Übersetzung des antiken Epos fast traditionell geworden und bildet auch sonst eine gewiss sehr schätzenswerte Bereicherung unserer Dichtung, obgleich es eine kaum erträgliche Übertreibung ist, wenn Herbst ihn den „Kulturvers im eminenten Sinne“ nennt. Und wenn er auch im 19. Jahrhundert nicht nur von Kunst-, sondern auch sogar von Dialektdichtern[7]) angewendet worden ist, so hat doch im allgemeinen Rudolf Hildebrand wohl recht, wenn er sagt, dass er jetzt mehr achtungsvoll in die Ecke gestellt ist und nur noch in einigen Fällen hervorgeholt wird.

Ich persönlich gehöre weder zu den übertriebenen Bewunderern noch zu den Verächtern des Hexameters, die ihn am liebsten ganz aus der deutschen Litteratur verbannt sähen, und doch halte ich ihn zur Homerübersetzung nicht für geeignet. Ich kann hier nicht die theoretischen Gründe anführen, mit denen eine weitschichtige Litteratur diesen Standpunkt stützt. Für mich ist in erster Linie massgebend, dass er nicht volkstümlich ist. Und Volkstümlichkeit thut einem deutschen Homer bei dem fremden Inhalt am allermeisten not. Der Hexameter ist nicht volkstümlich, schon weil er bei seiner unsicheren Messung und den häufigen Accentverschiebungen innerhalb der Wörter Ungeübten beim Lesen grosse

Schwierigkeiten bereitet. Ist ja z. B. selbst in „Hermann und Dorothea“ die Wortverbindung „der Apotheker“ einmal zu lesen: „dér Apothéker“, das andre Mal aber: „der 'Apothéker“. Nun hat zwar Goethe schon dafür gesorgt, dass man auch beim ersten Lesen nicht in Verlegenheit kommt, wie zu betonen sei, wenn ich aber z. B. den Jordanschen Vers habe, Il. 23, 612:

Einem dabei von des Antilochos Gefährten, Noemon,

so komme ich gar sehr in Verlegenheit. Zunächst bin ich versucht zu lesen:

Ēinĕm dăbēi vŏn dēs Ăntĭlŏchŏs Gĕfährtĕn usw.;

das geht nicht; dann versuche ich:

Ēinĕm dăbēi vŏn dĕs Ăntĭlŏchōs Gĕfährtĕn, Nŏēmōn;

das geht ebensowenig; darum skandiere ich:

Ēinĕm dăbēi vŏn dēs Ăntĭlŏchōs Gĕfährtĕn, Nŏēmōn;

dann hat das Monstrum sieben Füsse, wie das bekannte Goethesche, und jetzt erst komme ich auf:

Ēinĕm dăbēi vŏn dĕs Āntĭlŏchōs Gĕfährtĕn, Nŏēmōn.

Die Jordansche Betonung des Namens „Antilochos“ wird wohl nicht viel Billigung finden; überhaupt behandelt Jordan die Eigennamen eigentümlich und willkürlich, so dass er sich genötigt sieht, beim erstmaligen Vorkommen die Silben, die er betonen will, mit Accenten zu versehen. Aber vom erstmaligen Vorkommen bis zum gedachten Verse kann man das längst wieder vergessen haben, abgesehen davon, dass es nicht kunstgemäss ist. Indes bei der Behandlung der Eigennamen haben sich auch grössere Dichter Freiheiten gestattet. Aber auch bei folgendem Verse Od. 5, 338, kann ich einmal lesen:

Ärmster, wēshălb ĭst dĭr dĕr Ērderschütterer Poseidon;

und das andere Mal:

Armster, wĕshālb ĭst dĭr usw.;

ferner: ĕr sōll dĭch dōch nĭcht vĕrdērbĕn,

oder: ēr sŏll dĭch dōch nĭcht vĕrdērbĕn,

oder: ĕr sōll dĭch dŏch nıcht vĕrdērbĕn.

H. Morsch hat in der Wochenschrift für klassische Philologie a. a. O. darauf hingewiesen, dass „Hermann und Dorothea“ trotz seines Sentenzenreichtums unserm Volke keine geflügelten Worte gegeben hat, während Citate aus Schillerschen und Goetheschen Dramen vielfach verbreitet seien. Er findet den Grund im Metrum,

und ich glaube, er hat recht. Warum haben wir denn keine Volkslieder in Hexametern oder auch in reinen Daktylen? Weil diese Masse eben nicht volkstümlich sind.

Zu dem Mangel an Volkstümlichkeit kommt noch der verderbliche Einfluss des Hexameters auf den Stil, den wir bei Voss und Jordan beobachten konnten, und den eine genauere Untersuchung noch deutlicher darthun würde.

Auf seine Wohlfeilheit und Kunstlosigkeit weist Schroeter in dem Schlusskapitel seines mehrfach citierten Buches hin, die Worte der troischen Jungfrauen auf ihn anwendend:

Wagest du, Scheusal,
Neben der Schönheit
Dich vor dem Kennerblick
Phöbus' zu zeigen?

Seine schweren Bedenken hat der Hexameter jedenfalls. Wenn wir uns aber die Frage stellen, welches denn das geeignete Versmass für eine deutsche Homerübersetzung sei, so wird sich dieselbe wohl bei dem Mangel eines epischen Stils nicht objektiv beantworten lassen und ist viel mehr subjektiver Natur, wie denn überhaupt jede Übersetzung ein subjektives Gepräge ihres Verfassers tragen wird. Goethe und Jakob Grimm fordern schlechthin einen Homer in Prosa, und auch unser leider zu früh verstorbener Lehrer Kaibel wies uns in Strassburg auf eine gute Prosaübersetzung des Homer als auf ein Bedürfnis hin. Nun lässt sich zwar Poesie in Prosa kleiden und bleibt doch Poesie, aber es scheint mir, als ob ein Homer in Prosa viel schwieriger als in Versen sei, wenn man nicht die Poesie und damit Homer selbst töten will. Stamm und selbst Minckwitz, der als der beste gilt, sind abschreckende Beispiele.

Zunächst käme vielleicht in Betracht der fünffüssige Jambus, er soll sich dem fallenden Rhythmus unserer Satzkonstruktion am besten anpassen. Mit ihm war kein geringerer als Gottfried August Bürger dereinst Stolbergs Hexametern gegenüber stolz und siegesbewusst in die Schranken getreten. Allein er erklärte sich überwunden von der Waffe des Gegners, indem er selbst zu derselben griff. Bürgers Scheitern braucht nicht an seinem Versmass zu liegen, ich wüsste andere Gründe dafür, nicht zum geringsten auch das Naturell des unglücklichen Dichters. Allein der Umstand,

dass er gescheitert ist und dass er gescheitert ist, wird vielleicht manchen vom fünffüssigen Jambus abschrecken.

Dann habe ich lange Zeit an eine gereimte Übertragung gedacht, ohne zu wissen, dass solche Versuche schon vorlagen. Ohne eine Ahnung zu haben von dem Dührschen Versmass und von Gravenhorsts Trochäen, habe ich von einer Übertragung im achtfüssigen gereimten Trochäus geträumt. Begeistert von der klaren, blanken Schönheit des Versmasses, der Sprache und dem Wohlklang der Reime in Platens „Grab im Busento“ und Webers „Dreizehnlinden“, habe ich eine Zeit lang gedacht, es müsse etwas Herrliches sein, wenn man in dieses Versmass und in diese Sprache den Homer übertrüge. Und ich habe mich mit dem Mute der Jugend daran gemacht und glücklich das erste Buch der Ilias zu stande gebracht. Der Versuch hat erfahrenen und sachverständigen Männern vorgelegen; sie fanden zu tadeln und zu loben. Man riet mir, die Probe in einem Programm zu veröffentlichen, um die Aufmerksamkeit und die Kritik darauf zu lenken. Fürchte es keiner. Ich halte heute das Versmass für verfehlt, und zwar nicht nur der erheblichen Schwierigkeiten wegen, die es bietet, und die oft die erforderliche Treue gefährden, sondern auch seiner Einförmigkeit wegen. Aber vielleicht den Anfang und den Schluss des ersten Buches der Ilias darf ich probeweise hierher setzen mit dem Bemerken, dass das, was dazwischen steht, nicht schlechter und nicht besser ist als diese Probeverse:

V. 1—7: Singe, Göttin des Gesanges,
Des Peliden schweres Grollen,
Draus unendlich viele Leiden
Unheilvoll den Griechen quollen.

Manches Helden tapfre Seele
Musst' hinab zum Hades fahren,
An den Leibern aber frassen
Hunde und der Vögel Scharen.

Also hatt' es Zeus beschlossen,
Da in grimmem Zorn entbrannten
Held Achill und Agamemnon
Und sich aus einander wandten.

V. 601—611 (Schluss der olympischen Götterversammlung):

Also zechten sie den Tag durch
Bis zum Untergang der Sonne
Und ergötzten sich in Fülle
An des prächt'gen Mahles Wonne.

Lauschten horchend auf Apollos
Wunderbaren Zitherklang,
Lauschten horchend auf der Musen
Hellgestimmten Wettgesang.

Als jedoch die Sonne sank, ging
Jeder, wo sein Haus er fand,
Das ihm fest gebauet hatte
Des Hephaistos kund'ge Hand.

Und auch Zeus, der Herr des Donners,
Ging zu seinem Lager hin,
Wo er sonst zu ruhen pflegte
Mit der hehren Königin.

Nachdem ich die Unbrauchbarkeit dieses Versmasses eingesehen hatte, habe ich es versucht, mit den kurzen Reimpaaren des vierhebigen Verses, mit und ohne ein- bis zweisilbigen Auftakt, mit einfacher und doppelter Senkung. Als Probe möchte ich den Anfang des dritten Buches der Ilias hierher setzen, V. 1—75:

Als nun eine jede Schar
Mitsamt den Führern geordnet war,
Da rückten mit Geschrei und Lärmen
Die Troer an gleich Vogelschwärmen.
Es klang, wie wenn ein Kranichheer
Krächzend zieht am Himmel her,
Das glücklich vor des Winters Drohen
Und vor der Regenzeit entflohen
Lärmend zieht zum Ocean.
Kleinem Zwergvolk künden sie
Unselig Todesschicksal an,
Wenn sie in der Morgenfrüh
Sich zu grausem Kampfe nahn.

Doch schweigend rückten die Griechen an,
Die Brust mit hohem Mut erfüllt,
In ihrem Herzen festgewillt,
Zu stehen alle Mann für Mann.

Wie wenn auf Gebirges Höhn
Dichten Nebel streut der Föhn, —
Dem Hirtenvolk nicht angenehm,
Dem Diebe wie die Nacht bequem;
Nicht weiter kann das Auge blicken
Als du werfend einen Stein magst schicken; —
Also von dem nahenden Volke
Erhob von Staub sich eine Wolke,
Als die kriegerischen Scharen
Im Sturmschritt eilten auf einander.
Da sie sich nun nahe waren,
Trat der reis'ge Alexander
Kecklich vor der Troer Heer;
Um die Schultern hatte er
Ein buntes Pantherfell gezogen;
Von den Schultern hing der Bogen,
Der gekrümmte, und das Schwert.
Sonsten war er noch bewehrt
Mit zwei erzgespitzten Speeren lang,
Die er in den Händen schwang.
So fordert er mit lautem Schall
Heraus die besten Helden all,
Wer von allen es wollte wagen
Mit ihm im Kampfe sich zu schlagen.

Als Menelaos ihn ersah,
Wie er mit gewalt'gem Schritte
Sich naht' in beider Heere Mitte,
Froh wie ein Löwe war er da,
Der mit hungerigem Blick
Erspäht ein grössres Beutestück,
Ob's ein Hirsch mit stattlichem Geweih,
Oder ob's eine Ziege der Wildnis sei;
Gierig stürzt er auf die Beute
Und achtet nicht der Hunde Meute

Und nicht der Jäger kühne Schar:
Also froh Menelaos war,
Als er den Paris schreiten sah;
Jetzt, hofft' er, sei der Zeitpunkt nah,
Um an dem Frevler, an dem frechen,
Schuld und Missethat zu rächen.
Und vom Wagen er zur Erde sprang,
Dass Wehr und Waffenrüstung klang.

Als ihn Paris nun ersah,
In den ersten Reihen, also nah,
Erschrak er in dem Herzen sein,
Und in der Seinen dichte Reihn
Wich er bestürzt und schnell zurück,
Vermeidend bitteres Todsgeschick.
Wie wenn in Gebirgsgeklüft
Der Wandrer vor der Schlange Gift
Mit Entsetzen rückwärts prallt; —
Ein Zittern schüttelt die Gestalt,
Seine Wangen werden bleich,
Und eiligst flieht er den Bereich: —
So räumte der Trojanerheld
Vor Menelaos jetzt das Feld,
Und zitternd, zagend duckte er
Sich unter im Trojanerheer.

Aber zornig zu ihm Hektor spricht:
Unglücksparis, Milchgesicht!
Buhler nur um Weibergunst,
Meister der Verführungskunst!
Wärst du niemals doch geboren,
Oder, bevor du das Weib erkoren,
Verdorben eher und gestorben!
Besser gewesen wär's, bei Gott,
Als dass du solche Schmach erworben
Und dastehst, allem Volk ein Spott!
Wie mögen im Schmucke ihrer Locken
Die Griechen jetzo wohl frohlocken,
Die in dir eitelschönem Gecken
Vermuteten unsern besten Recken!

Nun ist dir Kraft und Mut entschwunden;
Wie hast du nur das Herz gefunden,
Auf meerdurchfahrenden Segeldrachen
Die weite Oceanfahrt zu machen
Und aus entlegenem, fremdem Land
Zu rauben mit frechfrevler Hand
Die fremde schöne Königin,
Reisiger Helden Schwägerin,
Dem Vater und allem Volk zum Leide,
Den Neidlingen zu häm'scher Freude,
Dir selber nur zu Spott und Hohn!
Und wärst du jetzo nicht geflohn,
Zum Nachteil hättest du verspürt,
Wem du sein blühend Weib entführt.
Nichts möchten dir genützet haben
Aphroditens Gunst und Gaben,
Nicht Lockenpracht und Zithertöne,
Nicht edler Wuchs und Leibesschöne,
Wenn du, in den Sand gestreckt,
Dalägst, mit Staub und Schmutz bedeckt.
Wären die Troer nicht feig und schwach,
Sie hätten für das Ungemach,
Das du gestiftet hast, zum Lohn
Dich zu Tod gesteinigt schon.

Und es versetzte Paris da:
Dass du mich schiltst, verdien' ich ja;
In deinem Busen schlägt ein Herz,
Fest und hart wie Eisenerz;
Unbezwingbar, unerweichbar,
Ist's der schweren Axt vergleichbar,
Die, durch eigne Wucht beschwert,
Des Zimmermannes Kraft vermehrt
Und wuchtig dringet durch das Holz.
Also ungebeugt und stolz
Ist in deinem Busen drin
Erbarmungslos und hart dein Sinn.
Doch Aphroditens Gunst und Gaben
Möcht' ich nicht gescholten haben;

Denn was die Götter gütig geben,
Soll man verachten nicht im Leben.
Sie teilen jedem nach Belieben,
Und keinem ist die Wahl geblieben.
Soll ich Kampf und Streit nun wagen,
So lass den beiden Völkern sagen,
Dass sie sich lagern auf dem Plan,
Die Griechen dort, die Troer hier;
Dann tret' ich mit Menelaos an,
Und in der Mitte kämpfen wir
Um sämtliche Schätze und Helena.
Wer dann als Sieger stehet da,
Der nehme die Schätze, der nehme die Braut,
Der führe sie nach Hause traut.
Ihr andern aber schwöret Frieden,
Und in Freundschaft sei darauf geschieden:
Möget ihr auf Trojas Auen
Eure fetten Fluren bauen,
Mögen jene heimwärts kehren,
In Argos edle Rosse nähren,
Oder nach Achaja ziehen,
Wo die schönen Frauen blühen.

Ich teile nicht Jordans Standpunkt, dass durch den Reim eine Homerbearbeitung „widerwärtig romantisiert" werde, sondern bin vielmehr der Ansicht, dass bei einer nach gesunden Grundsätzen bearbeiteten Übertragung der vorstehende Vers wohl geeignet wäre, Homer den Deutschen näher zu bringen. Indessen man darf sich nicht verhehlen, dass das genannte Versmass nicht unerhebliche Schwierigkeiten hat und von Gefahren keineswegs frei ist. Und ehe man eine neue Homerübersetzung an dem einen oder andern scheitern lässt, muss man sich fragen, ob es nicht ein andres Versmass giebt, das vielleicht weniger Klippen hat. Dabei bin ich auf einen Vers gekommen, der zwar auch fremden Ursprungs und teils aus dem Griechischen teils aus dem Spanischen in unsre Litteratur gekommen ist, der sich aber den Gesetzen deutscher Verskunst aufs engste anbequemt und darum auch schnell zu weiter Verbreitung und grosser Beliebtheit gelangt ist. Der vierfüssige Trochäus mit meist klingendem Ausgang ist schon einmal das Vers-

mass des ernsten Epos gewesen, seit Herders Cid. Goethe wendet denselben in mehreren Gedichten an (Musageten, Magisches Netz, Nektartropfen usw.). Freiligrath übersetzt in sogenannten finnischen Trochäen, die von den spanischen fast gar nicht unterschieden sind, Longfellows Epos Hiawatha. Müllner in der „Schuld" und Grillparzer in der „Ahnfrau" haben den vierfüssigen Trochäus mit glücklichstem Erfolge in das Drama eingeführt. Dass Arnim, Heine und Immermann ihn im komischen Epos, sowie neuerdings Scheffel und Julius Wolff im leichtern „Sang" anwenden, spricht nicht gegen seine erprobte Verwendbarkeit im ernsten Epos, zeugt im Gegenteil von seiner grossen Beliebtheit. Es ist ein Vers, der sich sowohl für kurze Sätze, als namentlich auch für den Periodenbau vorzüglich eignet und darum für die fortlaufende Erzählung wie geschaffen erscheint. Ich setze als Probe die Klage der Frauen um Hektor, Il. 24,695—804, hierher:

Strahlend wob die Morgenröte
Um die Erde Goldgewandung,
Als die beiden, Weh im Herzen,
Auf den Lippen Klag' und Jammer,
Ihre Rosse stadtwärts trieben,
Mit dem Toten auf dem Wagen.
Aber keiner von den Männern,
Keine von den Frauen Trojas
Hatte noch gewahrt ihr Kommen.
Nur die Seherin Kassandra,
Priams Tochter, die an Schönheit
Glich der goldnen Aphrodite,
War auf Trojas Burg gestiegen
Und erblickte jetzt den Vater,
Auf dem Wagenstuhle stehend.
Und erblickte auch den Herold
Und erblickte jetzt den Toten,
Hingestreckt auf seinem Lager.
Da erscholl durch Trojas Strassen
Laut und schauerlich ihr Klagruf:

Kommt und schaut, ihr Männer Trojas,
Kommt, ihr Fraun, und schaut den Hektor!
Grüsstet ihn ja sonst so freudig,

Wenn er lebend aus der Schlacht kam,
Ihn, des Volkes Lust und Wonne!

Also rief sie; da blieb keiner,
Mann nicht, Weib nicht, blieb zurücke;
Und in namenloser Trauer
Eilten vor das Thor dem Leichnam
Sie entgegen. Doch die Gattin
Und des Toten hehre Mutter,
Weit voraus den andern allen,
Stürzten sich, die Haare raufend,
Auf den Wagen und umfassten
Das geliebte Haupt des Toten.
Schluchzend stand die Meng' im Kreise,
Und so hätten sie den Hektor
Noch den ganzen Tag bejammert,
Draussen stehend vor dem Thore,
Bis zum Untergang der Sonne,
Hätte Priamos vom Wagen
Nicht zur Menge so gesprochen:

Platz gemacht jetzt für den Wagen!
Nachher könnt ihr satt euch weinen
Bei der Bahre im Palaste.

Sprach's, und folgsam gaben jene,
Seitwärts tretend, Raum dem Wagen.
Und sie fuhren zum Palaste.
Aufgebahrt auf prächt'ger Bahre
Ward der Leichnam hier; daneben
Liessen die bestellten Sänger
Ihre Trauerweis' erschallen,
Lauten Klageruf erhoben
Dabei rings umher die Frauen.
Und Andromache umschlang jetzt
Hektors Haupt mit ihren Armen
Und begann also die Klage:

Teurer Gatte, hingesunken
In des Lebens Blüte, liessest
Du als Witwe mich im Hause
Und als Waise, schutz- und hilflos,

Unser Söhnlein, dem wir Ärmsten
Ein unselig Dasein gaben.
Nicht zum Jüngling wird er wachsen,
Denn zuvor von stolzer Höhe
Stürzt die Stadt in Staub und Trümmer,
Da ihr Schutz und Hort dahinsank,
Du, der schirmte ihre Mauern,
Und der schirmte die Bewohner,
Zücht'ge Fraun und zarte Kleinen.
Fortgeschleppt in bauch'gen Schiffen
Seh ich sie und mich mit ihnen
Und auch dich, mein armes Söhnchen,
Folgend mir in Schimpf und Knechtschaft,
Fronend einem Mitleidlosen,
Wenn nicht etwa ein Achäer
Dich erfasst am zarten Ärmchen
Und von eines Turmes Zinnen
Dir den zarten Leib zerschmettert;
Grimmig, weil im Kampfe Hektor
Ihm den Bruder oder Vater
Oder auch den Sohn erschlagen.
Denn gar viele der Achäer
Haben von der Hand des Hektor
Knirschend in den Staub gebissen,
Da im grimmen Kampfgetümmel
Ohne Mitleid war dein Vater.
Drum beweint das Volk der Stadt ihn.
Deinen Eltern, Hektor, hast du
Namenloses Leid bereitet,
Doch der allerherbste Jammer,
Der ist mir beschieden: Sterbend
Hast du nicht zum letzten Male
Mir die Hand gereicht vom Lager,
Nicht ein sinnig Wort gesprochen,
Das im Herzen ich bewahrte,
Dessen weinend ich gedächte
Alle Tage, alle Nächte.
Also sprach sie unter Thränen,
Und die Frauen schluchzten mit ihr.

Da, in unsagbarem Jammer,
Stimmte Hekabe die Klag' an:

Hektor, Liebster meiner Söhne,
Liebling auch, solang du lebtest,
Bei den Göttern, die dich liebten
Auch im bittern Todverhängnis.
Denn all meine andern Söhne,
Die der schnelle Held Achilleus
In dem Kampf gefangennahm,
Sie verkauft' er in die Fremde,
Übers Meer nach Samos, Imbros
Und dem unwirtbaren Lemnos.
Dich nun hat er zwar getötet
Mit des Erzes scharfer Spitze,
Hat geschleift dich mehr als einmal
Um den Hügel des Patroklos,
Den im Kampfe du erschlagen;
Seinen Freund erweckt' er doch nicht!
Dennoch liegst du jetzt im Saale
Frisch wie Morgentau da vor mir
Und zum Sprechen unverändert,
Einem ähnlich, den Apollo
Unversehens wie im Schlaf
Mit dem sanften Pfeile traf.
Also sprach sie unter Thränen
Und erweckte endlos Schluchzen.
Da begann als dritte endlich
Helena mit ihrer Klage:

Hektor, meinem Herzen warst du
Stets der liebste aller Schwäher,
Seit der göttergleiche Paris
Mich als Gattin führt' nach Troja. —
Wär' ich vorher nur gestorben! —
Jetzt sind's schon der Jahre zwanzig,
Dass von dannen ich gegangen
Aus dem lieben Vaterlande.
Aber nie aus deinem Munde
Hab ich je ein böses, schnödes

Wort vernommen, ja wenn andre
Heftig mich im Hause schalten,
Mannes Brüder oder Schwestern,
Oder Frauen seiner Brüder,
Oder auch die Schwiegermutter:
— Denn der Schwiegervater war ja
Mild und gut stets wie mein eigner —
Da hast du, mein guter Hektor,
Immer sie zurückgehalten,
Freundlich nur zum guten redend,
Milden Sinns mit milden Worten.
Drum bewein ich, tiefbekümmert
Hier an deiner Bahre stehend,
Dein Geschick sowohl wie meines;
Denn im weiten Troerlande
Hab ich niemand mehr in Zukunft,
Keinen Freund und keinen Tröster,
Allen bin ich hier ein Greuel.

Also sprach sie, und die Menge
Stimmte ein in ihre Klage.
Aber jetzt stand auf und sagte
Zu dem Volk der greise Priam:
Holet Holz jetzt aus dem Walde;
Fürchtet nicht, dass Griechenscharen,
In dem Hinterhalte lauern!
Hat mir doch Achill beim Abschied,
Ein Versprechen abgegeben,
Dass nichts Leides uns geschehe,
Bis der zwölfte Morgen aufstieg.

Sprach's nnd vor die Wagen schirrten
Sie die Maultier' und die Rinder
Und versammelten am Thor sich.
Darauf fuhren sie neun Tage
Ungeheure Mengen Waldholz.
Aber als der zehnte Morgen
Seine goldnen Strahlen sandte,
Da nun trugen unter Thränen
Sie den Hektor aus dem Hause,

Legten den entseelten Leichnam
Oben auf den Scheiterhaufen
Und entzündeten den Holzstoss.

Wieder kam das goldne Frühlicht,
Rosenstreuend auf die Erde,
Da versammelten am Brandstoss
Sich die Troer, und sie löschten
Erst des Schuttes glühe Lohe,
Strahlen dunklen Weines giessend,
Wo des Feuers Macht gewütet.
Darauf lasen Freund' und Brüder
Aus der Asche die Gebeine,
Weissgebrannt von Feuers Gluten,
Und die hellen Thränen flossen
Ihnen von den Wangen nieder.
Legten in die goldne Urne
Sie, gehüllt in weichen Purpur,
Und versenkten darauf diese
In die Grube, die sie oben
Zu mit dichter Steinschicht deckten.
Häuften endlich dann den Hügel
Und verteilten Späher ringsum,
Dass nicht die Achäer kämen.
Von dem frischen Hügel scheidend
Eilten sie zum Königspalast,
Festlich hier nach altem Brauche
Hektors Leichenschmaus zu feiern.
Also brachten da zu Grabe
Die Trojaner ihren Hektor.

So sei denn hiermit diese Arbeit beschlossen. Ein abgeschlossenes Ganzes sollte und konnte sie nicht sein, und die Geschichte der deutschen Homerübersetzung im neunzehnten Jahrhundert bleibt immer noch zu schreiben. Namentlich bedauere ich es lebhaft, dass mir Zeit und Raum fehlten, die Übersetzung von Oskar Hubatsch näher zu würdigen, mit der ich mich vielleicht ein andres Mal beschäftigen werde.

Was nun meine eigenen bescheidenen Versuche angeht, so weiss ich mich frei von der Schwäche, zu glauben, nun mitten in das Schwarze des Zieles geschossen zu haben, das „noch kein Schütze“ vor mir getroffen hat. Und auch wo ich geirrt haben sollte, habe ich nicht vergeblich gearbeitet, denn es müssen auch Irrwege gemacht werden, um schliesslich den rechten zu finden. Dieser rechte Weg aber muss gefunden werden, um so mehr je weniger Stolbergs Wort Aussicht auf Befolgung hat: „O lieber Leser, lerne Griechisch, und wirf meine Übersetzung ins Feuer!“ Denn „wie am Ende des neunzehnten Jahrhunderts“, sagt Wilh. Raabe, „so wird es auch wohl durch das zwanzigste bei der Ästhetik unsres Vaters Homer verbleiben.“ Und vielleicht könnte diese Ästhetik den Boden bilden, auf dem sich die grossen Gegensätze der Neuzeit einträchtig und versöhnt die Hand reichten zu segensreichem Bunde für unser nationales Geistesleben, indem vom Vater Homeros, dem grossen Realisten und Naturalisten, die Idealisten gesunden Realismus, die Realisten gesunden Idealismus lernten.

Litteratur-Verzeichnis.

Ausser den im Texte befindlichen litterarischen Nachweisen sind noch folgende Litteraturangaben zu machen:

1) Bernays, Michael, Homers Odyssee von Johann Heinrich Voss. Abdruck der ersten Ausgabe vom Jahre 1781 mit einer Einleitung. Stuttg. Cotta. 1881.

2) Cauer, Paul, Die Kunst des Übersetzens. Berl. Weidmann. 1894.

3) Düntzer, H., Homerische Abhandlungen. Lpz. 1872.

4) Gruppe, O. F., Deutsche Übersetzerkunst. Hann. Rümpler. 1866.

5) Herbst, Wilh., Johann Heinrich Voss. 3 Bde. Lpz. Teubner. 1872—76.

6) Jordan, W., Nibelungen. 2 Bde. 6. Aufl. Frankf. a. M. 1874.

7) Minor, J., Neuhochdeutsche Metrik. 2. Aufl. Strassb. Trübner. 1902.

8) Monatschrift für höhere Schulen. 1. Jahrg. 1. Heft.

9) La Roche, Homeri Ilias. Lipsiae. Teubn. MDCCCXXVI.

10) La Roche, Homeri Odyssea. Lips. Teubn. MDCCCXVIII.

11) Schick, Lessings Laokoon im Lichte der neuen Kunstforschungen und Kunstanschauungen.

12) Schmeckebier, Oskar, Deutsche Verslehre. Berl. Weidmann. 1886.

13) Schroeter, Adalbert, Geschichte der deutschen Homerübersetzung im 18. Jahrhundert. Jena. Costenoble. 1882.

14) Wilamowitz-Möllendorff, Ulrich von, Euripides Hippolytos. Berl. Weidmann. 1891. Vorwort, was ist übersetzen?

15) Zeitschrift für den deutschen Unterricht. 8. Jahrg. 1. und 2. Heft. 1894. (Rudolf Hildebrand.)

Druck von Hallberg & Büchting (Inh. L. A. Klepzig), Leipzig.

Gh 63.909
Über Homerubertragung mit neuen P
Widener Library 001956466
3 2044 085 130 128